

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN



Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft

Masterarbeit

Open Access in den Literaturwissenschaften

Ergebnisse qualitativer Interviews mit Wissenschaftlern der Deutschen Literatur

Zur Erlangung des akademischen Grades Master of Arts

Philosophische Fakultät I

Dekan: Prof. Dr. Michael Seadle

Gutachter: 1. Prof. Dr. Michael Seadle
2. Dr. Uwe Müller

Eingereicht am: 27.06.2011

Vorgelegt von Nadine Messerschmidt

Matrikelnummer: 515000

Abstract

Open Access – eine Publikationsform in der Dokumente über das Internet kostenlos zugänglich gemacht werden – ist in den Naturwissenschaften bereits weit verbreitet. In den Geisteswissenschaften ist diese Entwicklung dagegen noch nicht so stark ausgeprägt. Gründe dafür werden in unterschiedlichen Beiträgen der Fachliteratur über Open Access zumeist sehr allgemein aufgeführt. Belege bestehen allenfalls in Form statistischer Erhebungen. Das individuelle Verhältnis des Wissenschaftlers zu Open Access, sein Kenntnisstand, seine Vorurteile und auch begründete Ängste, die damit zusammenhängen, sind dagegen nicht zu finden. Diese Arbeit soll daher für den Bereich der Literaturwissenschaften mithilfe qualitativer Interviews genau jene Umstände klären um neue Denkansätze für die Entwicklung von Open Access im geisteswissenschaftlichen Bereich zu liefern.

Schlagwörter

Open Access, Geisteswissenschaft, Literaturwissenschaft, Humboldt-Universität zu Berlin, Germanistik, Digital Humanities.

Keywords

Open Access, Humanities, Literature studies, Humboldt-Universität zu Berlin, German language and literature studies, Digital Humanities.

Danksagung

Die vorliegende Masterarbeit ist dient nicht nur der Erlangung des akademischen Grades des Master of Arts in Bibliotheks- und Informationswissenschaft, sie stellt vor allem auch den Abschluss eines fünfjährigen Studiums dar. Daher möchte ich mich nicht nur recht herzlich bei meinen beiden Betreuern bedanken, die mir bei Fragen stets hilfreich zur Seite standen und mir bei organisatorischen und zeitlichen Problemen sehr entgegen kamen, ich möchte mich auch bei all jenen bedanken, die mich im Laufe meiner Studienzeit begleitet und unterstützt haben. Allen voran danke ich natürlich meiner Familie und meinem Freund für die Hilfe und den Ansporn, aber auch meinen Freunden und Kommilitonen, die mich in diesem Lebensabschnitt begleitet haben. Vor allem danke ich natürlich jenen, die sich die Zeit genommen haben, diese Arbeit durch Gespräche, Korrekturen und Tipps zu vervollständigen.

Editorische Notiz

Schreibweise männlich/weiblich: Aus Gründen der Lesbarkeit, vor allem aber auch zugunsten des Datenschutzes wurde bei dieser Arbeit auf eine durchgehende Nennung der männlichen und weiblichen Bezeichnungen verzichtet.

Inhaltsverzeichnis

Abstract.....	2
Abbildungsverzeichnis	6
Abkürzungsverzeichnis	7
1 Einleitung	8
2 Die Open Access-Bewegung: Gründe und Historie.....	11
2.1 Über die Entwicklung einer Publikationskultur	11
2.2 Drei Open Access-Erklärungen im Vergleich.....	13
2.3 Heidelberger Appell und die Medienreaktion auf die Open Access-Bewegung.....	18
2.4 Der Goldene und der Grüne Weg zu Open Access	21
3 Open Access in den Literaturwissenschaften	24
3.1 Die Wissenschaft der Literaturwissenschaft	24
3.2 Literaturwissenschaft als komparative Wissenschaft an der HU Berlin	26
3.3 Publikationsalltag in den Geisteswissenschaften	27
3.4 Studien über Geisteswissenschaftler und ihr Verhältnis zu Open Access	29
3.5 Literaturwissenschaften DOAJ und OpenDOAR.....	31
4 Professorinnen und Professoren für Deutsche Literatur im Interview	34
4.1 Methodenbeschreibung.....	34
4.2 Publikations- und Rezeptionsgewohnheiten der Teilnehmer	35
4.3 Autorschaftsbegriff, Zielgruppe und Bedeutung der Sprache.....	38
4.4 Verhältnis zu traditioneller und internetbasierter Medienbeschaffung	40

4.5	Finanzierung des Erwerbs und der Veröffentlichung von Publikationen	42
4.6	Kenntnisse über und Meinungen zu Open Access	43
5	Diskussion	45
5.1	Zur Forschungsfrage.....	45
5.2	Finanzielle Aspekte	45
5.3	Divergierende Publikationsformen als Hindernis?.....	47
5.4	Qualitätskontrolle literaturwissenschaftlicher Publikationen.....	48
5.5	Über „Halbwertszeiten“ und internationale Verbreitung	50
5.6	Das Problem der Primärdaten.....	51
5.7	Open Access und Urheberrecht.....	53
5.8	Zweifel an der Langzeitarchivierung – und deren Folgen.....	55
6	Ausblick.....	57
6.1	Methoden zur inhaltlichen und urheberrechtlichen Sicherung der Publikationen	57
6.2	Digital Humanities und Digitale Bibliotheken	58
6.3	Themenbezogene Portale und übergreifende Suche.....	59
7	Fazit	63
	Notizen	67
	Bibliographie in alphabetischer Reihenfolge	69
	Eidesstattliche Erklärung.....	74
	Anhang	75

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Open Access-Publikationswege (Max-Planck-Gesellschaft 2011).....	23
Abbildung 2: Nutzung verschiedener Publikationsformen in verschiedenen Wissenschaftsbereichen (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2005, S. 22).....	29
Abbildung 3: Thematische Ausrichtung der Open Access-Zeitschriften in DOAJ	32
Abbildung 4: Thematische Ausrichtung der Repositorien in OpenDOAR.....	33
Abbildung 5: Antworten der Teilnehmer auf die Suggestivfragen	44
Abbildung 6: Das Goethezeitportal mit zahlreichen Nutzungsmöglichkeiten (Goethezeitportal 2011).....	60

Abkürzungsverzeichnis

ARL	American Association of Research Libraries
BOAI	Budapest Open Access Initiative
JIF	Journal Impact Factor
DINI	Deutsche Initiative für Netzwerkinformation e.V.
BDSL	Bibliografie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
DOAJ	Directory of Open Access Journals
IASL	Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur
OAPEN	Open Access Publishing in European Networks
OpenDOAR	Directory of Open Access Repositories
ZVAB	Zentrales Verzeichnis antiquarischer Bücher

1 Einleitung

„Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.“

Johann Wolfgang von Goethe (Faust II)

Open Access ist ein Begriff, der den „Gelehrten“; den Bibliothekaren, den Informationswissenschaftlern, vielen publizierenden Naturwissenschaftlern und auch einigen Vertretern anderer Wissenschaftsbereiche sehr wohl vertraut ist. Für sie gehört er zum Alltag. Für sie ist er Realität. Und für sie bedeutet er den kostenlosen Zugriff zu wissenschaftlicher Information über das Internet für jeden Nutzer weltweit. Unter jenen hat sich die Open Access-Debatte in den letzten Jahren extrem ausgeweitet. Ihren Ursprung kann man bereits in den Anfängen des Internets sehen, als dieses – abgesehen von militärischen Zwecken – fast ausschließlich zur Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnis und zur schnellen Kommunikation zwischen Wissenschaftlern und Fachkollegen genutzt wurde. Mit der Kommerzialisierung des Internets hat sich dies verändert. Zwar sind noch immer viele Inhalte kostenlos einsehbar, die qualitätsgeprüfte und gesicherte wissenschaftliche Information aber wird eher von den Verlagen oder anderen Dienstleistern bereitgestellt, die sich diesen Service zu hohen Preisen bezahlen lassen. In den Naturwissenschaften hat sich das Prinzip des Open Access daher längst durchgesetzt. Es wird bereits seit einigen Jahren rege praktiziert in Form von Open Access-Zeitschriften oder Open Access-Repositorien. In den Geisteswissenschaften ist Open Access dagegen noch immer kaum vertreten. Besonders in der Literaturwissenschaft gibt es die erwähnten Formen nur sehr vereinzelt. Kaum ein Literaturwissenschaftler weiß von seinen Möglichkeiten, ihre Publikationen kostenlos zugänglich ins Internet zu stellen. Und diejenigen, die davon wissen, scheinen diese Möglichkeit ganz bewusst abzulehnen. Die Gründe für dieses Verhalten sollen in der folgenden Arbeit beleuchtet werden. Außerdem sollen erste Lösungsansätze für diese Problematik gefunden werden, die zwar sehr allgemein verfasst, dafür aber auch umso allgemeingültiger sind. Zunächst aber müssen die Grundlagen

geklärt werden. Die Publikationsform Open Access wird in ihrer Herkunft und ihren unterschiedlichen Ausprägungsformen behandelt. Die bekanntesten Statements und Erklärungen zu Open Access werden in bewusst hermeneutischer Form analysiert, um dem Leser ein Verständnis für die Sicht von Literaturwissenschaftlern auf die Materie zu geben. Ebenfalls dazu dient eine kurze Einführung in die Arbeitsmethoden und Forschungsgebiete der modernen Literaturwissenschaft. Auch die Reaktion der Medien und der Öffentlichkeit auf die Open Access-Bewegung soll an dieser Stelle betont werden, da sie es ist, die ebenfalls mit zu der Meinungsbildung der Wissenschaftler beiträgt. Weiterhin wird erforscht, inwiefern Open Access in die derzeitigen Publikationsmodelle der Literaturwissenschaft eingedrungen ist und einige Ergebnisse bisheriger Studien über das Verhältnis von Wissenschaftlern zu Open Access speziell im Hinblick auf die Literaturwissenschaft ausgewertet.

All dies bildet die Grundlage für die Studie, die im März und April 2011 im Rahmen dieser Masterarbeit unter den Professorinnen und Professoren für deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin durchgeführt wurde. Die Fragen, die während qualitativer Interviews gestellt wurden, sind entweder von vorhergehenden Studien adaptiert, oder selbst entwickelt worden. Diese ethnografische Methode der Datenerhebung wurde bewusst gewählt, da nur das persönliche Interview es möglich macht, die individuellen Gedanken und Überzeugungen der Studienteilnehmer zu erfassen. Außerdem können Missverständnisse in den Fragestellungen sofort erkannt und richtiggestellt werden. Bei den Fragen handelte es sich zum Teil um offene Fragen, zum Teil auch ganz bewusst um Suggestivfragen, die das intuitive Verhältnis der Teilnehmer zu Open Access widerspiegeln sollen. Mithilfe der Interviews sollte es möglich sein, die Forschungsfrage zu beantworten, welche den Anreiz zu dieser Arbeit gegeben hat. Es gilt zu klären, ob die Meinungen und Positionen der Professoren der deutschen Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin den in der Literatur zu Open Access gängigen Aussagen über die Meinungen von Geisteswissenschaftlern gegenüber Open Access entsprechen. Solche Aussagen statuieren unter anderem, Geisteswissenschaftler wären generell nicht so technikaffin wie Naturwissenschaftler und würden noch erheblich mehr Wert auf das traditionelle gedruckte Buch legen. Weiterhin hielten sie die Sicherheit der Langzeitarchivierung und der Open Access veröffentlichten Texte für ungenügend, genau wie die Sicherung der Urheberrechte der entsprechenden Autoren. Weitere Statements beziehen sich darauf, dass Geisteswissenschaftler meinten, Open Access-Publikationen würden nicht so häufig zitiert und bibliografisch nachgewiesen werden, wie das bei traditionellen Publikationsformen der Fall sei. Außerdem herrschten in den Geisteswissenschaften neben

dem in den Naturwissenschaften weit verbreiteten Formaten des Zeitschriftenartikels noch zahlreiche andere und oft sehr viel längere Formate vor, etwa Monografien, Sammelbände und Handbücher, deren Digitalisierung und rezipierbare Aufbereitung erheblich schwieriger sei. Inwiefern letzteres zutrifft, soll wiederum der Ausblick zeigen, der einige bereits bestehende Projekte vorstellt, deren Ziel es ist, geisteswissenschaftliche Literatur kostenlos im Internet zur Verfügung zu stellen.

Es ist nicht das Ziel dieser Arbeit, Lösungen aufzuzeigen, die sofort technisch implementierbar wären. Es ist das Ziel, die Probleme aufzuzeigen, die im Open Access-Diskurs in Bezug auf Literaturwissenschaftler und zum Teil auch auf Geisteswissenschaftler im Allgemeinen, bestehen. Die hier durchgeführte Studie, die durch den Rahmen der Masterarbeit sehr begrenzt sein musste, könnte in einer Folgestudie durch die Befragung einer viel größeren Zahl von Literaturwissenschaftlern komplettiert werden. Hierdurch ließen sich noch repräsentativere Daten erheben um dann tatsächlich die Basis für ein neues, den Wünschen und Bedürfnissen der Literaturwissenschaftler entsprechendes Modell zur Open Access-Publikation zu entwickeln. Was diese Arbeit aber durchaus leisten soll und kann, ist einen Einblick in das Denken und Arbeiten von Literaturwissenschaftlern zu vermitteln, um bereits hier einen ersten Schritt zu tun, der für die Akzeptanz von Open Access durch die Literaturwissenschaftler notwendig sein wird: Es wird versucht werden, alle notwendigen Informationen zu geben, die für das gegenseitige Verstehen beider Parteien – Open Access-Befürworter und Literaturwissenschaftler – maßgeblich sind. Der Nutzer, so wird es oft proklamiert, muss dort abgeholt werden, wo er steht. Allerdings wird dieser Grundsatz oft rein pragmatisch und weniger ideologisch interpretiert. Die technischen und rechtlichen Möglichkeiten des Nutzers werden überprüft und ihm jeder weitere Schritt in Richtung Open Access aufgezeigt und erleichtert. Allerdings ist darin noch längst nicht inbegriffen, auch seine ideologischen Hemmungen zu verstehen und möglicherweise abzubauen. Deshalb wird das Credo dieser Arbeit auch sein, diesen vermeintlichen Konflikt nicht durch Zwang oder Verpflichtung zu lösen, sondern durch Aufklärung, durch Vertrauensbildung und durch Verstehen.

2 Die Open Access-Bewegung: Gründe und Historie

2.1 Über die Entwicklung einer Publikationskultur

Von Beginn der Wissensvermittlung der Menschen untereinander an hat sich eine gewisse Publikationskultur entwickelt. Auch Texte, die in Stein geritzt wurden oder mit wässriger Tinte auf alte Pergamentblätter geschrieben wurden, sind eine Form der Publikation. Jemand, der eine bestimmte Information für wichtig erachtet, versucht, sie anderen Personen, sei es seinen Zeitgenossen oder zukünftigen Lesern, mitzuteilen. „Unter der Kultur des Publizierens werden dabei sowohl die Gesamtheit der Verhaltensweisen des Zusammenwirkens der in den Publikationskreislauf involvierten Menschen als auch die dabei geltenden Regeln verstanden“ (Schirnbacher, Peter 2005, S. 19). Bis vor wenigen Jahrzehnten war diese Kultur vorrangig durch papierbasierte Verbreitungsmöglichkeiten geprägt. Bei diesem „herkömmlichen Publikationsmodell“ verfassen Autoren schriftlich ihre Erkenntnisse und Ideen, diese Texte geben sie an einen Verleger, der Verleger prüft – in den meisten Fällen – die Gültigkeit der Inhalte und die Lesbarkeit des Textes und gibt diese dann gegebenenfalls in Druck. Die Material- und Aufwandskosten werden dabei zumeist durch den Verkauf der Texte gedeckt. Außerdem wird hierdurch auch ein Gewinn erzielt. Im Verlagswesen der Unterhaltungsliteratur geht – je nach Größe des Verlags, der Auflage und des Interesses der Leserschaft – oft ein zuvor abgesprochenes Honorar an den Autor. Nach der vorherrschenden Meinung der Open Access-Befürworter ist dies auch bei wissenschaftlichen Verlagen der Geistes- und Sozialwissenschaften der Fall. Die Wissenschaftler aus dem naturwissenschaftlichen Bereich erhielten aber zumeist gar kein Honorar für ihre Publikationen. Verlage rechtfertigen dies mit den enormen Druck- und Verteilungskosten, sowie den Kosten, die durch die genaue Prüfung des Textes durch wissenschaftliche Fachkollegen entstünden. Allerdings geschieht diese in den Naturwissenschaften verbreitete Qualitätsprüfung in Form des Peer-Reviews durch unabhängige Forscher des gleichen Fachgebiets meist ohne dass der dem Fachgebiet angehörige prüfende Forscher dafür entlohnt würde (Vgl. Müller, Uwe 2009, S. 121). Insofern profitiert der Wissenschaftsverlag also in vielfacher Weise von den Forschenden: Sie stellen ihm ihre Artikel zur Verfügung, sie bezahlen für die Publikation des Artikels, andere Forscher kontrollieren die Artikel auf ihre Richtigkeit und wieder andere Forscher kaufen – gegebenenfalls vertreten durch ihre Institutionen oder Bibliotheken – die Erzeugnisse. Da wissenschaftliche Forschung

größtenteils aus öffentlichen Geldern bezahlt wird, proklamieren viele Gegner der privaten Zeitschriftenverlage nun, diese würden ihren – zum Teil erheblichen – Profit nur aus den Steuergeldern der Bürger ziehen, ohne entsprechende Leistungen zurück zu geben (Henschel, Nicole 2009). Problematisch ist hierbei aber, dass diese Steuergelder gerade in universitären Einrichtungen eigentlich nur zur Finanzierung der Forschung und Lehre bestimmt sind. Allerdings wird die wissenschaftliche Publikation in älterer verfassungsrechtlicher Literatur der Lehre, in der neueren der Forschung zugeschlagen, da „insbesondere in den Veröffentlichungen der Geisteswissenschaften [...] Forschungsergebnisse nicht bloß mitgeteilt [werden]. Forschung findet hier gerade im Medium der sprachlichen Äußerung selbst statt“ (Steinhauer, Eric 2010, S. 55). In diesem Sinne wird also auch die Publikation durch öffentliche Gelder finanziert, sofern die Forschung nicht im Rahmen privater Institutionen praktiziert wird. Und Fakt ist, dass die Kaufpreise für wissenschaftliche Publikationen trotz der Mehrfachfinanzierung durch die öffentliche Hand vor allem im Science-Technology-Medicine-Bereich in den 90er Jahren drastisch erhöht wurden. In diesem Bereich sind vor allem Zeitschriften von Bedeutung. Und für deren Kosten konnten und können viele Forschungsinstitutionen und wissenschaftliche Bibliotheken nicht mehr aufkommen.

„Wie die amerikanische Association of Research Libraries (ARL) feststellte, stieg der Durchschnittspreis pro Zeitschrift zwischen 1987 und 1997 um 169% - dreimal so stark wie die Inflationsrate. Die ihr angeschlossenen 122 Bibliotheken mussten 1997 für einen um sieben Prozent geschrumpften Bestand an Titeln 124% mehr an Abonnementkosten aufbringen“ (Sietmann, Richard 2000).

Dies ist für die Bibliotheken der wissenschaftlichen Einrichtungen eine fatale Entwicklung. Natürlich versuchen sie, den Zeitschriftenbestand möglichst groß zu halten. Dies geht dann teilweise sogar zu Lasten der sozial- und geisteswissenschaftlichen Bestände (Mittler, Elmar 2007, S. 164). Die geschilderten Prozesse, die oft als *Zeitschriftenkrise* bezeichnet werden, verlaufen nicht nur im Bereich der Printmedien. Viele Verlage bieten ihre Produkte auch online an. Über spezielle Lizenzen wird der Zugriff auf online zugängliche Fachartikel geregelt, der genauso kostenpflichtig ist wie die traditionellen Printpublikationen. Große Verlagshäuser entwickeln ganze Zeitschriftenpakete, in denen verschiedene digitale Zeitschriften gesammelt und vergleichsweise günstig angeboten werden. Allerdings werden davon oft nur wenige wirklich von den Bibliotheken benötigt und die übrigen nur gekauft, aber niemals genutzt. Dafür muss das Abonnement von anderen, nicht im Paket befindlichen Zeitschriften gekündigt werden. Die Wissenschaftler sehen sich daher in der prekären Lage, dass sie die von ihnen benötigte Literatur nicht mehr in ihrer Bibliothek vorfinden und die

Texte für die private Anschaffung viel zu teuer sind. Bis heute ist es unter Forschern deshalb gängige Praxis, den Autor des gewünschten Artikels einfach selbst danach zu fragen, oder Kollegen, deren Universitäten die benötigte Zeitschrift abonniert haben, um den Artikel zu bitten. Dies funktioniert natürlich nur unter der Voraussetzung, dass man genau weiß, wie Autor und Titel des gewünschten Beitrags heißen. Macht man aber eine fachspezifische Suche, ist der Aufwand dieser Methode erheblich höher als ihr Nutzen.

2.2 Drei Open Access-Erklärungen im Vergleich

Eine wesentlich effizientere Methode, die viele der sich durch das Internet neu ergebenden Möglichkeiten nutzt, bietet das Open Access-Modell, das sich seit der zuvor geschilderten Zeitschriftenkrise immer weiter verbreitet. Dabei gibt es viele verschiedene Vorstellungen davon, was Open Access eigentlich ist. Klar ist nur, dass es sich um ein Publikationsmodell handelt, bei dem Texte so im Internet zugänglich gemacht werden, dass der Zugriff auf das Dokument kostenlos erfolgt. Die Veröffentlichung selbst kann aber mit Kosten verbunden sein, die je nach Finanzierungsmodell von anderer Stelle aufgebracht werden. Im Laufe der Jahre, in denen sich Wissenschaftler und Bibliothekare mit Open Access-Publikationsmöglichkeiten beschäftigen, haben sich diesbezüglich einige Sichtweisen herauskristallisiert. Definitionen stammen zumeist aus Open Access-Erklärungen – etwa aus denen bestimmter Organisationen oder Kongresse. Die bekanntesten darunter sind die Erklärung der *Budapest Open Access Initiative* (BOAI) vom 17. Januar 2002 (Budapest Open Access Initiative 2002), das *Bethesda Statement on Open Access Publishing* vom 20. Juni 2003 (Suber, Peter 2003) und die *Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen*, die am 22. Oktober 2003 von verschiedenen nationalen und internationalen Forschungseinrichtungen unterzeichnet wurde (Max-Planck-Gesellschaft 2003). Für jene, die sich mit Open Access aktiv beschäftigen, sind diese Erklärungen richtungsweisend und werden immer wieder zitiert. Eine im Jahre 2005 durchgeführte Studie der Deutschen Forschungsgemeinschaft zeigt aber, dass 63,7 Prozent der 984 befragten Wissenschaftler keinerlei Kenntnis über die sogenannte *Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen* hatte. Noch gravierender verhält es sich mit der *Budapester Initiative* und der *Bethesda-Erklärung*; von letzterer hatten 83,5 Prozent der 979 Befragten keinerlei Kenntnis, von ersterer 87,7 Prozent der 983 Befragten (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2005, S. 39). Natürlich hat sich die Open Access-Bewegung seit

2005 erheblich weiter verbreitet. Dennoch ist es fragwürdig, ob man die in den Statements und Erklärungen formulierten Definitionen als *common sense* bezeichnen sollte.

Umso wichtiger ist es, sie an dieser Stelle noch einmal genauer zu betrachten, auch im Hinblick auf ihre Verständlichkeit und mögliche Fehldeutungen. Die Budapest Open Access-Initiative wurde am 17. Januar 2002 in Ungarn verfasst und seitdem 5950 Mal unterschrieben. Thema ist hier das kostenlose Zugänglichmachen von wissenschaftlicher Literatur im Internet, die sonst in Fachzeitschriften veröffentlicht würde. Andere Publikationsformen werden nicht erwähnt, obwohl gemeinhin von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen – und auch in der englischen Version von „Scientists“ und „Scholars“ – also allen Forschern aller Wissenschaftsbereiche, gesprochen wird, von denen für viele auch andere Formate von Bedeutung sind (Budapest Open Access Initiative, Englisch 2002). Es wird explizit erläutert, dass jene Zeitschriftenartikel, die durch die neue Technologie „weltweit elektronisch zugänglich gemacht werden können“ zuvor ein Peer-Review durchlaufen würden. Hiermit entkräftet man bereits den Vorwurf, Open Access würde einen Qualitätsverlust wissenschaftlicher Literatur hervorrufen. Das grenzt aber auch jene Wissenschaftsbereiche aus, bei denen diese Methode nicht üblich ist. Weiterhin werden die Vorzüge von Open Access geschildert und darüber hinaus konstatiert, dass „kleine Bereiche der wissenschaftlichen Zeitschriftenliteratur“ bereits zeigen würden, dass Open Access durchaus ökonomisch sinnvoll sei und dass „Sichtbarkeit, Leserschaft und Bedeutung“ der Beiträge dadurch erhöht werden könne. Daraufhin wird erklärt, dass solche Beiträge Open Access veröffentlicht werden sollten, die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen ohne Anspruch auf finanzielle Vergütung produzierten. Zum anderen – und hiermit widerspricht der Aufruf dem zuvor gesagten – sollten nicht nur Artikel veröffentlicht werden, die zuvor *peer-reviewed* wurden, sondern auch Preprints. Dadurch könne der Autor nicht nur zeitnah seine Kolleginnen und Kollegen über seine Forschungsergebnisse aufklären, sondern diese könnten ihm auch – etwa in Form von Kommentaren – Feedback geben. Als weiterer Punkt wird geklärt, was mit dem Begriff Open Access im engeren Sinne gemeint sei: Dass

„Interessierte die Volltexte lesen, herunterladen, kopieren, verteilen, drucken, in ihnen suchen, auf sie verweisen und sie auch sonst auf jede denkbare legale Weise benutzen können, ohne finanzielle, gesetzliche oder technische Barrieren jenseits von denen, die mit dem Internet-Zugang selbst verbunden sind“.

Zunächst einmal bleibt hier auch in der deutschen Version der englische Begriff „Copyright“ erhalten. Das resultiert vermutlich aus dem erheblichen Unterschied zwischen dem

amerikanischen Copyright und dem deutschen Urheberrecht. In Deutschland existiert nämlich neben dem Verwertungsrecht, welches dem amerikanischen Copyright am nächsten kommt, auch das Urheberpersönlichkeitsrecht. Dieses klärt wesentliche Rechte des Autors, etwa das Recht auf Anerkennung der Autorschaft, das Recht auf ein Verbot der Entstellung seines Werkes und das Recht zu entscheiden, ob und wie sein Werk veröffentlicht wird (Fechner, Frank / Mayer, Johannes 2010, S. 122). Die Urheberpersönlichkeitsrechte werden durch Open Access in keiner Form beeinträchtigt, eher werden hierdurch mehr Möglichkeiten gegeben, das Werk zu veröffentlichen und die entsprechenden Lizenzregelungen als Autor selbst genau einzuschränken. Vor allem Paragraph 32, Absatz 3, Satz 3 des Urheberrechtsgesetzes macht Open Access möglich, welcher besagt: „Der Urheber kann aber unentgeltlich ein einfaches Nutzungsrecht für jedermann einräumen“ (Fechner, Frank / Mayer, Johannes 2010, S. 129) – sofern eben das Nutzungsrecht der sogenannten „öffentlichen Zugänglichmachung“, also der Publikation im Internet, eingeräumt wird.

Die von der BOAI formulierte Erläuterung, „in allen Fragen des Copyright überhaupt sollte die einzige Einschränkung darin bestehen, den jeweiligen Autorinnen und Autoren Kontrolle über ihre Arbeit zu belassen und deren Recht zu sichern, dass ihre Arbeit angemessen anerkannt und zitiert wird“, bezieht sich genau hierauf. Der Autor kann zwar nicht kontrollieren, inwieweit sein Werk kopiert, gedruckt, und verteilt wird, die entsprechenden Rechte dazu aber kann er freigeben, gegebenenfalls auch eingeschränkt. Open Access-Zeitschriften werden hier als „alternative Fachzeitschriften“ betitelt. Da heißt es dann: „Da Zeitschriftenbeiträge so breit wie möglich verteilt werden sollten, sollten Veröffentlichungen in diesen ‚neuen Zeitschriften‘ nicht länger Copyright-Regelungen unterliegen, mit denen (Wieder-) Nutzungs- oder Zugangsbeschränkungen verbunden sind.“ In Deutschland werden aber auch der Verkauf und der kostenpflichtige Verleih von Medien über Nutzungsrechte geregelt. Wenn also die Veröffentlichungen von solchen Copyright-Regelungen ausgenommen würden, könnte – so eine Mutmaßung – jeder aus den kostenlos erstandenen Artikeln anderweitig Profit schlagen, ohne den Autor zuvor auch nur zu kontaktieren. Klarere Formulierungen und reflektiertere Aussagen über Open Access bietet das Bethesda-Statement von 20 Juni 2003. Es wurde von Peter Suber stellvertretend für alle Teilnehmer des Treffens zum Open Access-Publishing online gestellt. Zunächst wird dieses Treffen am Hauptsitz des Howard Hughes Medical Institute in Chevy Chase (Maryland) vom 11. April zusammengefasst. Bereits der Tagungsort lässt vermuten, dass es sich bei den Teilnehmern hauptsächlich um Mediziner handelt. Außerdem soll das Treffen auch die „Diskussion in der

biomedizinischen Forschungsgemeinschaft“ (Suber, Peter 2003) anregen, allerdings mit dem Zweck, „so schnell wie möglich das vielerorts unterstützte Ziel des offenen Zugangs zu vornehmlich wissenschaftlicher Literatur zu ermöglichen“. Hierbei wird deutlich, dass die anwesende Gruppe nicht nur über ihr Fachgebiet, sondern über Open Access-Möglichkeiten in der gesamten Wissenschaftswelt und sogar darüber hinaus, diskutieren wollen. In welchem Bereich aber außerhalb der Wissenschaftswelt kann Open Access sinnvoll sein? Ob die Entwicklungen zum Beispiel in der Musikindustrie – in der heute einige Musiker ihre Werke kostenlos online anbieten, um ihren Bekanntheitsgrad zu erhöhen und sich somit über Konzerte finanzieren zu können – hier bereits antizipiert werden, ist fraglich. Offenbar war den Teilnehmern aber bereits 2003 klar, dass das Internet nicht nur für die Wissenschaft ganz neue Publikationsformen ermöglicht. Auch wenn in diesem Abschnitt des Textes nur davon gesprochen wird, man wolle sich gegenüber allen teilnehmenden Parteien für Standards und Prinzipien für die „Veröffentlichung von fachlichen Artikeln über die Grundlagenforschung in den biomedizinischen Wissenschaften“ stark machen, wird im Folgenden eine Definition für Open Access im Allgemeinen formuliert. Diese ist im Vergleich zur Budapester Initiative erheblich präziser ausgeführt. Eine Publikation erfülle die Richtlinien von Open Access, wenn zwei Voraussetzungen erfüllt seien. Die erste besagt:

„Der/die Autor/en und der/die Urheberrechtsinhaber gewähren allen Nutzern ein unwiderrufliches, weltweites, fortwährendes Recht auf Zugang zu ihrer Arbeit und die Berechtigung zu Vervielfältigung, Nutzung, Verteilung, öffentlicher Übermittlung und Vorführung, sowie zur Durchführung und Verbreitung abgeleiteter Arbeiten zur verantwortungsvollen Verwendung über jedwedes digitale Medium bei würdigender Beachtung der Urheberschaft, und außerdem das Recht zur Erstellung gedruckter Exemplare in geringer Anzahl zur persönlichen Nutzung“.

Lediglich die „Berechtigung zu[r ...] Nutzung“ kann auch als Einräumen eines kommerziellen Nutzungsrechts verstanden werden, weshalb die Formulierung kritisch zu sehen ist. Schwieriger wird es bei der zweiten Voraussetzung, man müsse „[e]ine vollständige Fassung der Arbeit und alle damit in Verbindung stehenden Materialien“ online veröffentlichen. Dies könnte missverständlich sein. Heißt das, dass auch alle Primärdaten und zur Recherche verwandten Fachartikel ebenfalls mit publiziert werden müssten? Bezöge sich das im Falle der Primärdaten etwa auch auf belletristische Literatur, die von Literaturwissenschaftlern herangezogen wurde? Es folgen Stellungnahmen der beteiligten Parteien, der Arbeitsgruppen „Einrichtungen und finanzierende Gesellschaften“, „Bibliotheken und Verleger“ sowie

„Wissenschaftler und wissenschaftliche Einrichtungen“, die jeweils Aussagen darüber treffen, wie sie zur Weiterentwicklung der Open Access Kultur beitragen wollen.

Die dritte der hier zu erläuternden Erklärungen, die Berliner Erklärung, wird eingeführt mit einer Vorbemerkung über das Internet als neue Publikationsmöglichkeit sowie über die Vorteile, die das Internet mit sich bringt. Im Folgenden wird das Ziel der Erklärung geschildert, das „Internet als Instrument für eine weltweite Basis wissenschaftlicher Kenntnisse und menschlicher Reflektion zu fördern und die erforderlichen Maßnahmen zu formulieren, die [...] zu bedenken sind.“ Einleitend für die Definition von Open Access heißt es:

„Der offene Zugang als erstrebenswertes Verfahren setzt idealerweise die aktive Mitwirkung eines jeden Urhebers wissenschaftlichen Wissens und eines jeden Verwalters von kulturellem Erbe voraus. Open Access-Veröffentlichungen umfassen originäre wissenschaftliche Forschungsergebnisse ebenso wie Ursprungsdaten, Metadaten, Quellenmaterial, digitale Darstellungen von Bild- und Graphik-Material und wissenschaftliches Material in multimedialer Form.“

Da vorhergehend keinerlei Einschränkungen der Wissenschaftsbereiche genannt werden, auf die sich die Berliner Erklärung bezieht, muss davon ausgegangen werden, dass hiermit auch die Literaturwissenschaften angesprochen werden. Wieder stellt sich die Frage, ob auch belletristische Texte als „Quellenmaterial“ literaturwissenschaftlicher Forschungsarbeiten mit veröffentlicht werden sollten – ebenso kostenlos und jederzeit zugänglich. Genau wie im Bethesda Statement werden nun die Voraussetzungen geschildert, die Open Access-Veröffentlichungen erfüllen müssen. Tatsächlich sind sie von eben jenem übernommen und nur geringfügig geändert worden. So wurde etwa die Formulierung „öffentliche Übermittlung“ in „Öffentliche Wiedergabe“ umgeschrieben und somit dem Wortlaut des deutschen Urheberrechts angepasst. Weiterhin sollten die „ergänzenden Materialien“ mit der Veröffentlichung zusammen publiziert werden. Diese Formulierung hat die alte der „in Verbindung stehenden Materialien“ ersetzt und damit präzisiert. Inhaltlich aber besonders markant ist, dass, während es im Bethesda-Statement noch hieß, die Werke sollten „sofort nach der Erstveröffentlichung“ auf einer Online-Plattform veröffentlicht werden, diese Formulierung in der Berliner Erklärung völlig entfällt. Dies wird verständlich, wenn man bedenkt, dass viele Verlage durchaus zu kostenlosem Zugriff auf die von Ihnen publizierten Fachartikel im Internet bereit sind, jedoch erst nach Ablauf bestimmter Fristen – meist ein halbes oder ganzes Jahr nach Erstveröffentlichung in einer Printzeitschrift. Im letzten Absatz

der Berliner Erklärung werden die unterstützenden Maßnahmen für die Realisierung der Umstellung auf Open Access-Publikationsformen genannt. Im Allgemeinen ist die Berliner Erklärung in ihren Formulierungen sehr schlüssig in Bezug auf die Ziele und Verfahrensweisen. Die Wissenschaft wird dort als Ganzes betrachtet und es werden keinerlei Einschränkungen für bestimmte Wissenschaftszweige formuliert. Dies ist einerseits positiv zu werten, da die Notwendigkeit von Open Access hier also nicht nur auf die Naturwissenschaften bezogen wird, andererseits wird dadurch aber völlig außer Acht gelassen, wie unterschiedlich die Probleme der Umsetzung in den verschiedenen Wissenschaftszweigen sind und sein werden.

2.3 Heidelberger Appell und die Medienreaktion auf die Open Access-Bewegung

Es mag kleinlich wirken, die Formulierungen der zuvor analysierten Texte derartig genau zu beleuchten und zu versuchen, jede ihrer möglichen Deutungen herauszufiltern, geht es doch um etwas viel globaleres und wichtigeres als um den Stil der Texte. De facto ist aber genau dies notwendig, wenn man bedenkt, dass die Texte nicht nur von eingeweihten Wissenschaftlern, sondern auch von den wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Medien resümiert und wiedergegeben wurden. Fehldeutungen in diesem Kontext können prekär sein, wie das Beispiel Roland Reuß' zeigt. Er ist seines Zeichens selbst Literaturwissenschaftler, der 2007 die Professur für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Heidelberg übernommen hat [1] und vor allem durch den von ihm entworfenen Heidelberger Appell (Reuß, Roland 2009) einen hohen Bekanntheitsgrad erreicht hat. Es liegt nahe, dass auch weitere Literaturwissenschaftler die Bemühungen um Open Access so verstanden haben, wie er es in seinem Heidelberger Appell formuliert. Immerhin sind unter den 2633 Unterzeichnern 121 Personen, die sich explizit als Literaturwissenschaftler benennen. Des Weiteren finden sich vor allem Schriftsteller belletristischer Literatur, Verleger, Übersetzer und Illustratoren – alles Berufsgruppen, die sich aus den Einnahmen ihrer vorrangig künstlerischen und eben nicht wissenschaftlichen Erzeugnisse finanzieren. Das liegt daran, dass Roland Reuß hier Open Access mit dem derzeitigen Streit über *Google-Books* eng in Verbindung setzt. Zunächst aber betont er die Bedrohung des Rechts auf „freie und selbstbestimmte Publikation“ durch „massive Angriffe“. Von welcher Seite diese stammen, wird in den folgenden Absätzen erläutert: Plattformen wie *Google-Books* und *YouTube* würde den Urhebern ihr geistiges Eigentum entwenden. Und die

„Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen“ propagiere „weitreichende Eingriffe in die Presse- und Publikationsfreiheit, deren Folgen grundgesetzwidrig wären“. Diese Behauptung ist aus juristischer Sicht völlig haltlos. Es ist aber ein Beispiel für mehrere Argumente, mit denen Reuß durch scheinbar unstrittige Aussagen versucht, Mitstreiter zu gewinnen. Ein anderes lautet: „Autoren und Verleger lehnen alle Versuche und Praktiken ab, das für Literatur, Kunst und Wissenschaft fundamentale Urheberrecht, das Grundrecht der Freiheit von Forschung und Lehre sowie die Presse- und Publikationsfreiheit zu untergraben“. Reuß betont, dass der Ort ihrer Publikation allen Urhebern frei zur Wahl stehen sollte. Wieder knüpft er das Band zwischen Open Access und Google-Books, wenn er sagt: „Jeder Zwang, jede Nötigung zur Publikation in einer bestimmten Form ist ebenso inakzeptabel wie die politische Toleranz gegenüber Raubkopien, wie sie Google derzeit massenhaft herstellt“ (Reuß, Roland 2009). Von einem Zwang zu Open Access kann gemäß der Budapester, Bethesdaer und Berliner Definition nicht die Rede sein. Es sind allenfalls Empfehlungen und Versuche, die Entwicklung voran zu treiben. Dass Wissenschaftler tatsächlich gezwungen werden, ihre Werke an bestimmten Orten zu bestimmten Bedingungen zu veröffentlichen, gilt eher für die hierarchisch strukturierten Printmedien. Denn hier gilt bei den Zeitschriften der sogenannte Journal Impact Factor (JIF) als Messwert für das Ansehen einer Zeitschrift. Gerechnet wird also mit Zitationen. Die Summe der Zitationen innerhalb eines Jahres, die sich auf alle Artikel einer Zeitschrift der beiden vorhergehenden Jahre beziehen, wird dividiert durch die Zahl der Artikel, die in eben jener Zeitschrift in den vergangenen zwei Jahren publiziert wurden. Je höher der Impact-Factor der Zeitschrift ist, desto wertvoller ist es für den Wissenschaftler, in jener Zeitschrift zu publizieren, denn so wird sein Beitrag voraussichtlich öfter gelesen. Desto höher sind allerdings auch die Zuschüsse, die er für die Publikation leisten muss. Während ein Impact-Factor in den geisteswissenschaftlichen Publikationsorganen noch nicht sehr stark verbreitet ist, ist er für Naturwissenschaftler schon ein nahezu verpflichtendes Kriterium für die Wahl der Zeitschrift, in der er seinen Beitrag publizieren soll. Insofern könnte man, würde man seine Argumente ihrem Kontext entreißen, Reuß' Aufruf auch als pro Open Access lesen. Reuß beginnt gar nicht erst, die Vor- und Nachteile der verschiedenen Publikationsformen abzuwägen, stattdessen beschränkt er sich auf unbelegte Aussagen. Genauso auch: „Die ‚Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen‘ will die Autoren auf eine bestimmte Publikationsform verpflichten. Dies dient nicht der Verbesserung der wissenschaftlichen Information“ und „Die Freiheit von Literatur, Kunst und Wissenschaft ist ein zentrales Verfassungsgut. Verlieren wir sie, verlieren wir unsere Zukunft“ (Reuß, Roland 2009).

Zusammengefasst besteht der Heidelberger Appell zum einen aus der unreflektierten Verkettung von Open Access mit Google-Books und YouTube sowie aus unbelegten Aussagen über die Gefahr, die von Open Access ausgehe. De facto gibt es nicht nur überraschend viele Unterzeichner des Appells, das Medieninteresse diesbezüglich ist auch allgemein sehr stark. Während etwa die Suche nach dem Stichwort *Open Access* im online-archiv der F.A.Z. nur 15 passende Artikel zwischen Oktober 2003 und März 2009 verzeichnet, sind es nach dem Heidelberger Appell 29 Artikel. Das Stichwort „Heidelberger Appell“ liefert dann 18 Treffer, zur Berliner Erklärung bzw. zu dem Suchbegriff „Berliner Open Access“ gibt es dagegen nur zwölf und einer davon bezieht sich auf die *Love-Parade*. Vor dem 22. März 2009 sind es sogar nur zehn Treffer – thematisch zuzuordnen nur neun. Die Suchbegriffe „Bethesda Open Access“ und „Budapest Open Access“ liefern gar kein Ergebnis, das der Open Access-Debatte zuzuordnen wäre [2]. Offenbar hatte die Berliner Erklärung eine erheblich größere Wirkung auf die Medienöffentlichkeit, der Heidelberger Appell jedoch übertrifft diese Beachtung noch. Klar wird aus den zuvor genannten Zahlen, dass sich das Interesse an Open Access-Publikationsmöglichkeiten seit 2009 erheblich gesteigert hat. Dies liegt sicher an der fortgeschrittenen Entwicklung im Open Access-Bereich. Dass aber auch der anklagende Ton Roland Reuß' einen Einfluss hatte, ist sehr wahrscheinlich. Insofern hat er mit seinem Heidelberger Appell der Open Access-Bewegung einen großen Dienst erwiesen. Die höhere Publizität der Debatte hat auch zur Folge, dass sich mehr Politiker und Wissenschaftler mit dem Thema auseinandersetzten, was zu einer schnelleren Entwicklung der Konzepte und Ausprägung praktischer Beispiele führte. Natürlich war die Thematik unter den Wissenschaftlern auch schon viel früher bekannt. Die bereits erwähnte Studie der DFG zu den Publikations- und Rezeptionsstrategien der von der DFG geförderten Wissenschaftler zeigt allerdings, dass nur 37 Prozent der Befragten Open Access-Zeitschriften aus ihrem Fachgebiet kennen, nur 29 Prozent Open Access-Zeitschriften nutzen und nur knapp 12 Prozent bereits in Open Access Zeitschriften publiziert haben (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2005, S. 44). Ähnlich verhielt es sich mit den online-Repositorien. Von 1028 Befragten hatten nur knapp 29 Prozent Kenntnis von elektronischen Preprint-Archiven für das eigene Fach (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2005, S. 47). Auch Statements der Universitäten und Forschungseinrichtungen Deutschlands zu Open Access sind rar. „Seit 2004 haben in Deutschland etwa 10 Hochschulen und Forschungseinrichtungen empfehlende Richtlinien zu Open Access erlassen. Keine dieser Richtlinien verpflichtet zu Open Access, sie alle haben ausschließlich empfehlenden Charakter“ (Pampel, Heinz 2009). Allerdings sind diese Empfehlungen mehr oder weniger nachdrücklich formuliert. Während

es bei der Georg-August-Universität Göttingen heißt: „Den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Universität wird empfohlen, sich an der Entwicklung von Open Access zu beteiligen“ (Figura, Kurt 2005), ist der Ton der Universität Bielefeld schon energischer:

„Das Rektorat der Universität Bielefeld fordert die wissenschaftlichen Autoren der Universität nachdrücklich auf, alle veröffentlichten, wissenschaftlich referierten Artikel (sog. ‚Postprint-Versionen‘) als Kopie auf dem wissenschaftlichen Publikationenserver (BiPrints, ehemals: e-Scholarship Repository) der Universität abzulegen, soweit rechtliche Bedenken der Verlage nicht entgegenstehen“ (Timmermann, Dieter 2005).

Der von Heinz Pampel gewählte Ausschnitt des Statements der DFG zu Open Access, „Die DFG erwartet, dass die mit ihren Mitteln finanzierten Forschungsergebnisse publiziert und dabei möglichst auch digital veröffentlicht und für den entgeltfreien Zugriff im Internet (Open Access) verfügbar gemacht werden. [...]“ (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2010) wirkt dagegen schon eher wie eine Vorgabe, denn wie eine Empfehlung. Dass dieses Statement als Publikationszwang gewertet werden könnte, liegt nahe. Natürlich gelten die Richtlinien der DFG nur für DFG-geförderte Projekte, aber die Wahl zwischen freier Entscheidung für die Publikationsform und finanzieller Förderung für das Projekt ist keine Wahl für die finanziell meist schlecht ausgestatteten Institutionen. Bei der Erklärung der Humboldt-Universität zu Berlin handelt es sich dagegen tatsächlich lediglich um eine Empfehlung: „Die Humboldt-Universität empfiehlt deshalb allen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, ihre Beiträge in Open-Access-Journalen einzureichen sowie Monographien und Sammelwerke auf Open-Access-Plattformen zu veröffentlichen“ (Akademischer Senat der HU-Berlin 2006).

2.4 Der Goldene und der Grüne Weg zu Open Access

Die beiden in der HU-Erklärung genannten Ausprägungen des Open Access werden gemeinhin als *Grüner Weg* bzw. als *Goldener Weg* zu Open Access bezeichnet. Der Goldene Weg zu Open Access meint, dass Open Access-Zeitschriften die Artikel auf ihre Qualität überprüfen und sie dann online zur Verfügung stellen. Die Verleger dieser Zeitschriften sind auch verantwortlich für die Langzeitarchivierung und bereiten die Informationen so auf, dass sie möglichst einfach gefunden werden können. Einige Zeitschriften sind genau zu diesem Zweck als online-Zeitschrift gegründet worden, die meisten online-Zeitschriften aber entstammen früher traditionell verlegten und gedruckten Zeitschriften, deren Inhalte nun ins Netz gestellt werden. Werden die Artikel dem Nutzer sowohl in Printform als auch im

Internet bereit gestellt, spricht man von hybriden Zeitschriften. Der Grüne Weg zu Open Access meint dagegen das Speichern und Zugänglichmachen von wissenschaftlichen Dokumenten durch das sogenannte Self Archiving.

„Das bedeutet, dass Autoren ihre bereits erschienenen oder eingereichten Publikationen auf ihrer eigenen Webseite (Individual Self Archiving), dem Publikationsserver ihrer Universität oder wissenschaftlichen Einrichtung (Institutional Self Archiving) oder auf fachlich ausgerichteten Servern [...] (Central Self Archiving) ablegen [...]“ (Müller, Uwe 2007, S. 183).

Oftmals wird bei dieser Art der Publikation die Sicherheit und Auffindbarkeit auf lange Sicht angezweifelt. Daher wurden von der Deutschen Initiative für Netzwerkinformation e.V. (DINI) verschiedene Kriterien formuliert, denen ein Repositorium entsprechen muss, um von DINI zertifiziert zu werden. Diese setzen sich zusammen aus der Formulierung von Leitlinien, Autorenbetreuung, Authentizität und Integrität des Dienstes und der Dokumente und der Gewährleistung der Langzeitverfügbarkeit. Des Weiteren müssen eine Zugriffstatistik geführt werden sowie die Publikationen ordnungsgemäß erschlossen und mit Metadaten verknüpft werden und Schnittstellen eingerichtet werden. Auch die rechtlichen Aspekte müssen vor der Veröffentlichung der Publikation geklärt werden (Dobratz, Susanne 2005, S. 15).

Problematisch wird die Publikation eines Artikels in solchen Repositorien für den Autor nämlich dann, wenn der entsprechende Artikel bereits von einem kommerziellen Verlag gedruckt wurde oder noch gedruckt werden soll. In diesem Fall ist es vom Verlagsvertrag abhängig, inwieweit eine Zweitpublikation möglich ist. Manche Verlage erlauben, den Artikel bereits vor der Publikation in der entsprechenden Zeitschrift online zu stellen. Andere erlauben die Zweitpublikation erst nach Veröffentlichung in der Zeitschrift, meist auch mit mehreren Monaten zeitlichen Abstands. Als Orientierung für den Wissenschaftler dient hierfür die SHERPA-RoMEO-Liste [3], die zeigt, welcher Verlag diese Pre- oder Postprints erlaubt und ob für die Zweitpublikation auch die Nutzung des Verlags-PDFs gestattet ist. Letzteres ist insofern wertvoller, als dass es bereits dem Peer-Review unterzogen und formatiert wurde. Die komplexen Beziehungen zwischen Open Access und traditioneller Publikation zeigt auch die folgende Grafik.

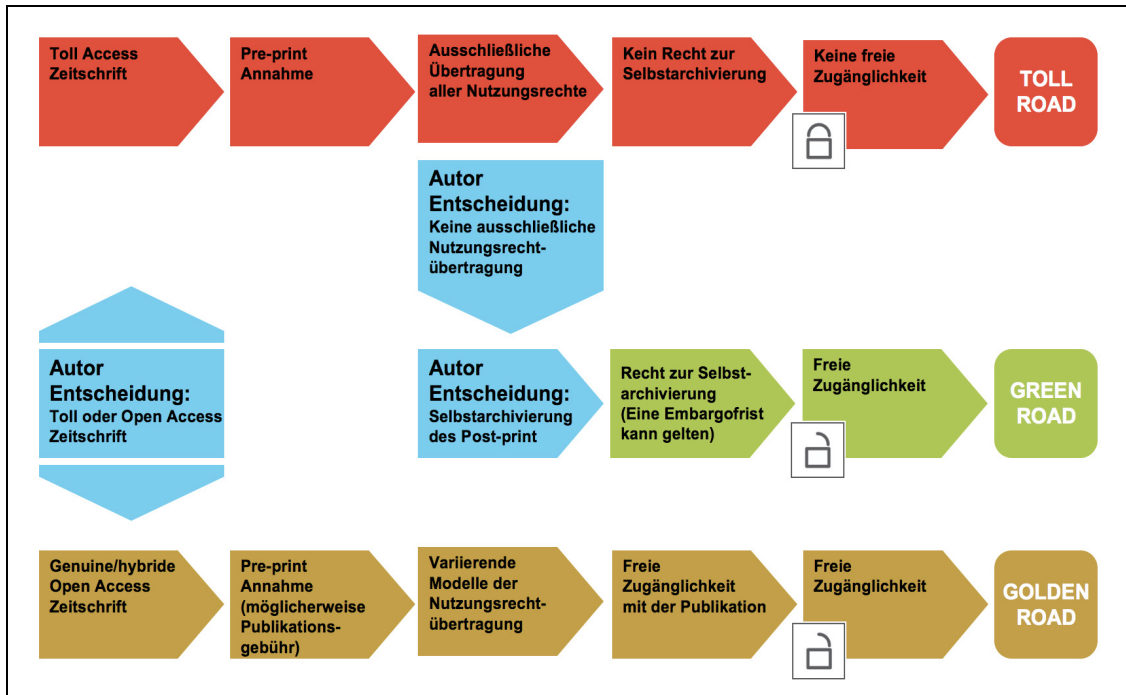


Abbildung 1: Open Access-Publikationswege (Max-Planck-Gesellschaft 2011)

Auch wenn der Verlag einer Zweitpublikation in online-Repositorien zustimmt, heißt das nicht, dass dies nicht mit zusätzlichen Kosten verbunden wäre. Die Verlagsversion wird also von den Lesern, Abonnenten und Lizenznehmern der Information finanziert, während für Open Access-Bereitstellung oft Publikationsgebühren von den Autoren verlangt werden. Diese werden aber zumeist von deren Institution oder aus anderen Publikationsfördermitteln erstattet. Andere Möglichkeiten, für die Kosten der Open Access-Publikation aufzukommen, sind etwa institutionelle Mitgliedschaften, bei denen Institutionen oder deren Bibliotheken jährlich eine Gebühr bezahlen, damit ihre Wissenschaftler ihre Artikel in einer Open Access-Zeitschrift veröffentlichen. „Hierbei deckt die Jahresgebühr alle Kosten ab oder ist die Grundlage eines prozentualen Rabattes“ (Schmidt, Birgit 2007, S. 179). Außerdem gibt es das hybride Modell. Hier vergibt der Verlag eine Lizenz für sein Produkt. Sollen einzelne Artikel für Open Access freigeschaltet werden, wird eine Gebühr verlangt. Schließen sich mehrere Institutionen zu einem Konsortium zusammen, können die Kosten unter diesen verteilt und finanzielle Mittel gezielter eingesetzt werden. Außerdem besitzt ein solches Konsortium eine bessere Verhandlungsbasis gegenüber den Verlagen. Sollten nicht genug Mittel für Open Access-Publikationen bereit stehen, gibt es einige Möglichkeiten, diese aufzustocken. Dazu gehören Stiftungen, Werbung, kostenpflichtige Zusatzdienste, Mitgliedsbeiträge et cetera (Schmidt, Birgit 2007, S. 181).

3 Open Access in den Literaturwissenschaften

3.1 Die Wissenschaft der Literaturwissenschaft

„Das Internet und wofür man es nicht braucht“, so lautet eine der Überschriften im „Handbuch für literaturwissenschaftliches Arbeiten“, wie es im Institut für Deutsche Literatur an der Humboldt-Universität für neue Studierende des Fachbereichs Literaturwissenschaft ausgegeben wird. Der Text selbst wirkt nicht minder eindringlich: „Keinesfalls ist das Internet ein Recherchemedium für wissenschaftliche Literatur, denn hier können Sie nur Bücher recherchieren – aber weder Aufsätze noch Artikel, die für die literaturwissenschaftliche Studienarbeit unverzichtbar sind“. Auch Datenbanken werden erwähnt – als digitale „Schleusen zu Informationen die – wie Bücher auch – editiert sind“. Als Beispiele für solche „Schleusen“ werden Bibliografien, Textsammlungen, Nachschlagewerke, Zeitungsarchive und die *Bibliografie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (BDSL) genannt (Institut für Deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin 2006, S. 20).

Ist das ein handfester Beweis dafür, dass die Literaturwissenschaft nicht mit dem internetbasierten Prinzip des Open Access vereinbar ist? Allenfalls ist es ein Beweis dafür, dass die Herausgeber des Heftes zum Zeitpunkt seiner Erstellung noch keine besonders gute Kenntnis von Open Access-Strategien und Verfahrensweisen hatten.

Denn Open Access dient unter anderem der Publikation wissenschaftlicher Fachbeiträge, wobei Wissenschaft als das Gesamtsystem von Forschung, Lehre, Publikation und Rezeption der Forschungsergebnisse angesehen werden kann. Zur Wissenschaft selbst gehört also auch die Kenntnisnahme der Literatur über den entsprechenden Wissenschaftsbereich. Weiterhin wird Wissen durch Lehre übermittelt und durch Forschung vermehrt (Vgl. Meyers Großes Taschenlexikon 2003, S. 8446). Dieser Wissenserwerb geschieht je nach Wissenschaftsbereich durch unterschiedliche Mittel. Während die empirische und Erfahrungswissenschaft eher mit den Mitteln der planmäßigen Beobachtung, Hypothesenbildung und des Experiments arbeitet, zeichnet sich die Geisteswissenschaft durch die Deutung individueller Phänomene, durch Bedeutungszuweisung, Sinnverstehen und Hermeneutik aus. Laut dem Literaturlexikon der *Zeit* gilt das Interesse der Literaturwissenschaft

„dem Zeitlos-Schöpferischen, den allgem[einen] Prinzipien des Sprachschaffens, den inneren Gesetzen der Formfindung, dem Typologischen, den Theorien der Interpretation [sowie] der Hermeneutik. [...] Sie versucht weiter, allgem[eine] Strukturen, formale, motivl[iche] oder themat[ische] Kategorien aller Literaturen zu erfassen, Methoden und Ergebnisse der Poetik, Stilistik, Literaturtypologie, -soziologie, -psychologie und -philosophie zu kombinieren. Sie weitet ihr Aufgabengebiet nicht nur über die nationalsprachl[ichen] Grenzen der traditionellen Studienfächer [...] hinweg aus [...], sondern auch über die herkömml[ichen] Gegenstände der älteren Literaturgeschichtsschreibung und Philologie“ (Die Zeit: Literaturlexikon 2008, S. 40f).

Dies fasst Jürgen Fohrmann zusammen als das „Zusehen des Zusehens, Beobachtung der Beobachtung“ (Fohrmann, Jürgen 1995, S. 157). „Das Neue schreibt sich in das Alte ein und setzt sich zugleich vom Alten ab“, beschreibt er die gängige literaturwissenschaftliche Praxis. Erkenntnisse werden in der Literaturwissenschaft also nicht nur aus den Primärtexten gewonnen, indem belletristische Literatur auf Inhalt, Ausdruck und Kontexte untersucht wird. Auch dienen Sekundärtexte hier nicht nur als Grundlage weiterer Forschung, sie selbst werden zum Forschungsgegenstand. Epische, dramatische und poetische Texte interagieren mit den betreffenden Texten auf gleicher Ebene. Daher ist es bei den Literaturwissenschaften umso wichtiger, dass auch der wissenschaftliche Fachtext dem Primärtext sprachlich und stilistisch ebenbürtig ist. Aber kann bei einer solchen Vorgehensweise überhaupt noch von einem Erkenntnisgewinn gesprochen werden? Wird hier noch Wissen akkumuliert, wenn doch ein Text sich immer wieder nur rückbezieht auf schon vorhandene Texte – sei es aus dem belletristischen oder wissenschaftlichen Bereich? Ralf Klausnitzer postuliert in seiner These vom Wissen in der Literatur:

„Die in literarischen Texten entworfenen fiktionalen Welten und ihre imaginären Bewohner kennen und befolgen konventionalisierte Verknüpfungen zwischen Namen und Sachen; zugleich haben sie die Lizenz zum freien Spiel mit ihnen und gewinnen dadurch Handlungskompetenzen, die Resultat wie Bedingungen von Wissen sind“ (Klausnitzer, Ralf 2008, S. 2).

Literatur entsteht also aus dem Spiel des Autors mit Konventionen, beziehungsweise mit den ihm bekannten Realitäten. Die Literaturwissenschaft kann sich einerseits mit eben diesen Konventionen beschäftigen, oder mit den fiktionalen Abwandlungen der Realitäten. Die Vielfalt der Sichtweisen, mit denen ein einziges Werk betrachtet werden kann, ist schier unermesslich. Harro Müller nennt dies einen Pluralisierungsschub innerhalb der Literaturwissenschaft: „Es sind ja nicht nur materialistische, an der Kritischen Theorie orientierte oder auf dem breiten Schiff der Sozialgeschichte fahrende Positionen, die sich formieren, sondern auch ein umgeschriebener Formalismus, Strukturalismus,

Poststrukturalismus, Dekonstruktion, psychoanalytische, empirisch-konstruktivistische, systemtheoretische, interkulturelle und nicht zuletzt feministische und medienorientierte Richtungen haben sich in unterschiedlicher Stärke im literaturwissenschaftlichen Diskurs zu Wort gemeldet“ (Müller, Harro 1995, S. 335).

3.2 Literaturwissenschaft als komparative Wissenschaft an der HU Berlin

Literaturwissenschaften leben also hauptsächlich vom Vergleich und von der Analyse der Literatur im Hinblick auf Aspekte anderer alltäglicher, wissenschaftlicher oder auch literarischer Bereiche. Das macht auch verständlich, warum es in deutschen Universitäten kein Fach mit dem reinen Titel „Literaturwissenschaft“ gibt. Stattdessen gibt es sie als vergleichende Literaturwissenschaft, als Teilbereich philologischer Fächer wie Germanistik, Anglistik, Latinistik, Romanistik oder Arabistik und es gibt spezifische Fächer wie etwa: Neuere Deutsche Literatur, Ältere Deutsche Literatur et cetera [4]. Selbst bei diesen Spezialfächern wird immer der Zusammenhang mit anderen Wissenschaften gesucht: Der Bachelorkombinationsstudiengang *Deutsche Literatur* an der Humboldt-Universität zu Berlin etwa befasst sich im Basismodul *Ältere deutsche Literatur* unter anderem mit den Sprachen Mittelhochdeutsch und Frühneuhochdeutsch. Im Modul *Neuere deutsche Literatur* ist mindestens ein Theaterworkshop im Semester der Regelfall. Zwei der zu absolvierenden Module befassen sich unter dem Stichwort „Text- und Medienanalyse“ vor allem mit dem Vergleich von Literatur und Film. Sogar in den Modulen *Literaturgeschichte I bis III* sind des Öfteren Verknüpfungen mit anderen Fachgebieten, etwa Geschichte, Sozialwissenschaft, Theater und Film zu finden. Besonders deutlich aber wird die Abhängigkeit der Literaturwissenschaft von Vergleichsmöglichkeiten zu anderen Fächern im Modul *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft*. Offensichtlich wird hier die Literaturwissenschaft als Unterkategorie der Kulturwissenschaft gewertet, werden doch in jedem literarischen Text auch kulturelle Sachverhalte behandelt und vermittelt. Die Analyse und Interpretation von Texten kann schließlich nur durch Gegenüberstellung der Inhalte zu anderen lebensweltlichen und medienweltlichen Ereignissen geschehen. Mit den Worten Harro Müllers: „Fragt man nach dem Stand der Literaturwissenschaft, ist die Interrelation von verschiedenen geschnittenen Einzelfächern gemeint, die sich wissenschaftlich mit Literaturen beschäftigen“ (Müller, Harro 1995, S. 332).

Für die Literaturwissenschaft gibt es also keine Grenzen um ihr Fachgebiet. Literaturwissenschaftler interagieren auch in ihrer Wissenschaftskommunikation mit anderen

Fachgebieten. Analysen aktueller literarischer Texte beschäftigen sich zwangsläufig auch mit kulturspezifischen, medienspezifischen und religionspezifischen Aspekten et cetera. Analysen älterer Texte kommen kaum ohne die Betrachtung der Zeitgeschichte des Autors oder der Autoren aus. Entsprechend tauchen Publikationen von Literaturwissenschaftlern auch in Fachzeitschriften anderer geisteswissenschaftlicher Bereiche auf.

3.3 Publikationsalltag in den Geisteswissenschaften

In Bezug auf Geisteswissenschaften im Allgemeinen wird oftmals behauptet, Zeitschriften würden eine weniger große Rolle spielen. Eher seien es Monographien, Tagungsbände oder Proceedings, die den geisteswissenschaftlichen Publikationsalltag bestimmten. Auch wenn dies für die unterschiedlichen Wissenschaftsgebiete innerhalb der Geisteswissenschaften mehr oder weniger zutreffend sein kann, ergibt sich daraus für die Verlage geisteswissenschaftlicher Fachliteratur angeblich ein erhebliches Problem, wenn es um die Digitalisierung und kostenlose Bereitstellung von Publikationen im Internet geht. Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels publizierte im Jahr 2008 in Form einer Power-Point-Präsentation ein Statement, in dem die Position der geisteswissenschaftlichen Verlage zu Open Access näher erläutert wird: „Sollen Monographien [...] am Bildschirm mediengerecht nutzbar sein, erfordert dies eine zusätzliche aufwendige Aufbereitung der Daten. Viele Nutzer bevorzugen auch weiterhin umfangreiche Textbestände in Papierform – die Digitalversionen dienen der Recherche“ (Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V. 2008, S. 5). Inwieweit diese Aussage tatsächlich zutrifft, ist fragwürdig. Mit der fortschreitenden Entwicklung des e-Book-Marktes wächst schließlich auch die Tendenz, den Autor Texte so vorformatieren zu lassen, dass sie problemlos ohne weitere Bearbeitung durch den Verlag für den e-Book-Markt bereitgestellt werden können (Patalong, Frank 2011). Wenn dies für literarische Texte der Fall ist, spricht nichts dagegen, auch die Autoren wissenschaftlicher Fachbücher mit dieser Aufgabe zu betrauen, wie es ja im Zeitschriftenbereich auch bereits üblich ist. Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels betont weiterhin, dass geisteswissenschaftliche Verlage bereits die *Google-Buchsuche* mit Titeln aus dem Verlagsprogramm speisen und daher zahlreiche urheberrechtlich geschützte Inhalte durchsuchbar machten. Dies bezieht sich höchstwahrscheinlich auf die Art der Suche, die nur die jeweilige Seite des Buches anzeigt, in der der gesuchte Term auftaucht. Dadurch übernimmt die Google-Buchsuche sozusagen eine Werbefunktion. Der Recherchierende kann die für seine Anfrage brauchbaren Resultate aus den unbrauchbaren selektieren und wird, um

das Gesamtwerk einsehen zu können, das entsprechende Buch vom Verlag bestellen – sofern ihm keine Möglichkeiten bekannt sind, den gesamten Text aus Google-Books zu exportieren. Weiterhin gibt der Börsenverein des Deutschen Buchhandels an, sich an den Initiativen *Digi-Zeitschriften* und *JSTOR* zu beteiligen, und „somit den kostenlosen Zugang zu älteren Jahrgängen zahlreicher Periodika“ zu ermöglichen. Einer Zweitpublikation des Autors in anderen online-Repositorien hingegen steht er kritisch gegenüber. Es bestehe die Gefahr,

„dass die Nachfrage nach Verlags-Ausgaben einbricht, sobald dieselbe Information online kostenlos zu erhalten ist. Ein starker Absatzrückgang würde zu einem Umsatzverlust führen, sodass die Verlage ihre getätigten Investitionen nicht mehr decken könnten. Die mittelfristige Folge wäre ein weitgehender Verzicht auf fachwissenschaftliche Publikationen und ein immenser Konzentrationsprozess innerhalb der Verlagslandschaft“ (Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V. 2008, S. 14).

An dieser Stelle macht sich der große Unterschied zwischen der Rezeptions- und Publikationspraxis der Geistes- und der Naturwissenschaften bemerkbar. In den Naturwissenschaften sind für den Verlag hauptsächlich die aktuellen Publikationen finanziell relevant. Nach wenigen Jahren sinkt das Interesse an den Forschungsergebnissen beträchtlich, da es längst neue Erkenntnisse gibt, die sie ersetzen. Naturwissenschaftliche Verlage tendieren daher bereits heute dazu, Publikationen nach fünf bis sechs Jahren kostenlos zugänglich im Internet zur Verfügung zu stellen. Finanzielle Einbußen haben sie aus dieser Praxis nicht oder kaum zu erwarten. Eher werden Nutzer gerade durch die Open Access-Publikation auf den Verlag stoßen und sich möglicherweise auch für eine Print- oder eine digitale Lizenzversion der vergangenen und aktuellen Veröffentlichungen interessieren. In den Geisteswissenschaften hingegen wird „deutlich mehr Wissen kumuliert als aktualisiert“ (Landes, Lilian 2007, S. 27). Daher haben die geisteswissenschaftlichen Publikationen eine erheblich höhere Halbwertszeit als es naturwissenschaftliche Publikationen haben. Bei der Beschäftigung etwa mit mittelalterlicher Literatur kann auch ein Fachbeitrag aus dem 19. Jahrhundert durchaus noch relevant sein. Bezieht sich eine literarische Neuerscheinung etwa auf einen Roman aus vergangener Zeit, können Abhandlungen über den älteren Text plötzlich wieder an Bedeutung gewinnen. Geisteswissenschaftliche Verlage können daher kaum absehen, nach welcher Zeitspanne sich die Kosten der Publikation amortisieren, sieht man von den Einnahmen durch Zeitschriftenabonnements von Einzelpersonen oder Institutionen ab. Die Entscheidung, einem externen Anbieter das Recht einzuräumen, die Veröffentlichung Open Access zu stellen, wiegt daher umso schwerer.

3.4 Studien über Geisteswissenschaftler und ihr Verhältnis zu Open Access

Die Ergebnisse der DFG-Studie „Publikationsstrategien im Wandel“ zeigen aber, dass auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften Zeitschriften das erste Mittel der Information sind, wenn es um die Suche nach relevanten Beiträgen geht. Allerdings spielen hier eben auch Beiträge in Sammelbänden, Monografien, Beiträge in Proceedings oder Tagungsbänden sowie Rezensionen und Graue Literatur eine erheblich größere Rolle als in den anderen Wissenschaftsbereichen (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2005, S. 22).

	Geistes- u. Sozialwissenschaften	Lebenswissenschaften	Naturwissenschaften	Ingenieurwissenschaften	Gesamt
Aufsätze in Zeitschriften	93,6	98,0	95,8	90,7	94,7
Beiträge in Sammelbänden	74,8	39,6	41,0	40,2	48,4
Monografien	70,9	20,5	33,1	36,1	39,6
Beiträge in Proceedings/ Tagungsbänden	44,6	26,0	31,9	83,9	44,9
Rezensionen	38,2	7,5	3,8	6,2	13,3
Graue Literatur	14,9	3,7	9,9	9,7	9,4
	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
Anzahl (n)	236	255	307	225	1.023

Abbildung 2: Nutzung verschiedener Publikationsformen in verschiedenen Wissenschaftsbereichen (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2005, S. 22)

Im Publikationsverhalten der Wissenschaftler zeigen sich andere Tendenzen:

„Geistes- und Sozialwissenschaftler veröffentlichen kürzere wissenschaftliche Arbeiten bevorzugt in Sammelbänden und liegen hier deutlich vor den Wissenschaftlern anderer Bereiche. Ebenso bei Monografien: Mit mehr als zwei Buchpublikationen in den letzten fünf Jahren veröffentlichen sie zwar nur unwesentlich häufiger im Buchformat als Lebenswissenschaftler, heben sich aber deutlich von den Befragten aus anderen Wissenschaftsbereichen ab“ (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2005, S. 24).

Für die Auswahl der Zeitschriften, die für eine Publikation in Frage kommen, werden verschiedene Kriterien unterschiedlich gewertet. In Geistes- und Sozialwissenschaften ist etwa der internationale Bezug weniger maßgeblich: „Bei 55 Prozent der Befragten spielt [er] nur teilweise eine Rolle – im Gegensatz zu sechs bzw. acht Prozent bei den Lebens- und Naturwissenschaftlern und 23 Prozent bei den Ingenieurwissenschaftlern“ (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2005, S. 27). Differenziert nach Einzelfächern geben sogar 84

Prozent der Wissenschaftler aus den Literatur-, Theater- und Medienwissenschaften an, dass sie „nur teilweise“ auch für ein internationales Publikum schreiben. Weiterhin halten nur 31 Prozent der befragten Geisteswissenschaftler den Impact-Faktor für ein wichtiges oder sehr wichtiges Kriterium für die Auswahl des Publikationsortes (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2005, S. 27). Auch die gegebenenfalls notwendige finanzielle Beteiligung an der Publikation kommt als Kriterium für die Wahl der Fachzeitschrift in Frage. Dabei geben drei Prozent der befragten Geisteswissenschaftler an, dass sie sich bereits an den Publikationskosten beteiligen mussten, bei den Sozial- und Verhaltenswissenschaftlern sind es etwa 13 Prozent. Das wird auch der wesentliche Grund sein, aus dem drei Viertel der 216 befragten Geistes- und Sozialwissenschaftler es ablehnen, sich selbst an den Kosten für eine eventuelle Open Access-Publikation zu beteiligen (Deutsche Forschungsgemeinschaft, 2005, S. 53f). Allerdings kann man das ebenfalls auf den geringen Kenntnisstand vieler Wissenschaftler in Bezug auf Open Access beziehungsweise auf die geringe Verbreitung dieser Publikationsform in den Geistes- und Sozialwissenschaften zurückführen.

Zu vergleichbaren Ergebnissen kommt auch Nicole Henschel in ihrer Magisterarbeit „Open Access an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ergebnisse einer Umfrage zur Nutzung wissenschaftlicher Repositorien“ (Henschel, Nicole 2007). Sie führte eine ähnliche Studie, wie vorher von der DFG realisiert, mit Professoren, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Studierenden der Humboldt-Universität zu Berlin durch (Henschel, Nicole 2007, S. 31). Die Ergebnisse unterteilt sie anhand der Fakultätenaufteilung der Universität. Entsprechend sind für die vorliegende Arbeit besonders die Ergebnisse der Philosophischen Fakultät II von Bedeutung, da hier nicht nur das Institut für Deutsche Literatur angesiedelt ist, sondern unter anderem auch das Nordeuropa-Institut, die Romanistik, die Anglistik und Amerikanistik, die Slawistik, die Hungarologie und die Klassische Philologie. Bis auf die Asien- und Afrikawissenschaften versammeln sich hier also nahezu alle literaturwissenschaftlich relevanten Lehr- und Forschungsgebiete, die an der Humboldt-Universität angeboten werden. 7,1 Prozent der in der Studie befragten 266 Universitätsangehörigen stammen aus der Philosophischen Fakultät II. Faktisch handelt es sich hier also um 19 Personen. 16 davon haben laut eigenen Angaben bereits von der Open Access-Bewegung gehört. Das sind also für die Philosophische Fakultät II 84 Prozent der Befragten, unter allen Befragten waren es dagegen nur etwa 71,8 Prozent. Weiterhin steht die Philosophische Fakultät II auf Platz zwei derer, die angeben, das „Angebot nach dem Prinzip des Open Access zu publizieren“ (edoc-Server) zu kennen. Weiter vorn liegt hier prozentual nur die Philosophische Fakultät I. Damit sind dies

die einzigen Fakultäten, bei denen mehr als die Hälfte der befragten Wissenschaftler den edoc-Server überhaupt kennen. Das ist ein Zeichen dafür, dass der Bekanntheitsgrad des Engagements der Humboldt-Universität im Open Access-Bereich viel zu gering ist. Hierfür spricht auch, dass 49,2 Prozent aller in der Studie befragten Universitätsangehörigen die Open Access-Erklärung der HU nicht kennen. Weiterhin ist es eine Erklärung dafür, warum so wenige der Universitätsmitglieder nach dem Open Access-Modell publizieren. In den letzten fünf Jahren wurden etwa 18 Prozent der Zeitschriftenaufsätze und acht Prozent der übrigen Veröffentlichungen der befragten Wissenschaftler der Philosophischen Fakultät II via Open Access veröffentlicht. Beiträge in Sammelbänden, Tagungsbänden und Proceedings sowie Monografien wurden dagegen überhaupt nicht Open Access veröffentlicht (Henschel, Nicole 2007, S. 55ff). Offenbar fehlen hier bezüglich der Literaturwissenschaften auch die entsprechenden Organe im Open Access-Bereich. Von den in der Studie genannten 67 Open Access-Zeitschriften (Henschel, Nicole 2007, S. 92ff) sind zwar 19 für die Wissenschaftler der Philosophischen Fakultäten relevant, unter diesen befindet sich aber lediglich eine, die im direkten Zusammenhang mit den Literaturwissenschaften steht: IASL-online, ein „Anbieter für elektronische Rezensionen in der Deutschen Literatur- und Kulturwissenschaft“ (IASL 2011). Das überrascht allerdings insofern nicht, da Open Access-Zeitschriften im Bereich der Literaturwissenschaften sehr selten sind. Das zeigt auch eine Analyse der gängigen Rechercheplattformen für Open Access-Journals und – Repositories.

3.5 Literaturwissenschaften DOAJ und OpenDOAR

Das Directory of Open Access Journals kategorisiert die vom Portal registrierten Open Access-Zeitschriften in 17 verschiedene Kategorien, die zusammen 7318 Zeitschriften ausmachen. Zu beachten ist hierbei, dass die Startseite von DOAJ angibt, nur 6301 Zeitschriften verzeichnet zu haben. Gerechnet wurde bei der Analyse aber mit der Summe der Zahlen, die unter den verschiedenen Kategorien angegeben wurden. Diese ergibt insgesamt 7318 Zeitschriften. Man kann davon ausgehen, dass viele Zeitschriften in unterschiedlichen Kategorien gleichzeitig auftreten. Das verändert die Kalkulation beträchtlich, allerdings ist dies unumgänglich, da die folgenden Kalkulationen nur mit den Zahlenangaben der jeweiligen Unterkategorien möglich sind. Unter der Kategorie „Languages and Literatures“ werden im Februar 2011 379 Zeitschriften aufgezählt. Damit steht sie sogar auf Position sechs aller Kategorien und wird nur übertroffen von „Biology“, „Earth and Environmental Science“, „Technology and Engineering“, „Social Sciences“, sowie „Health Sciences“.

Allerdings machen schon die letzten beiden allein 3014 Zeitschriften aus, was auch den niedrigen prozentualen Anteil der „Languages and Literatures“ von nur fünf Prozent erklärt und von der folgenden Grafik verdeutlicht wird.

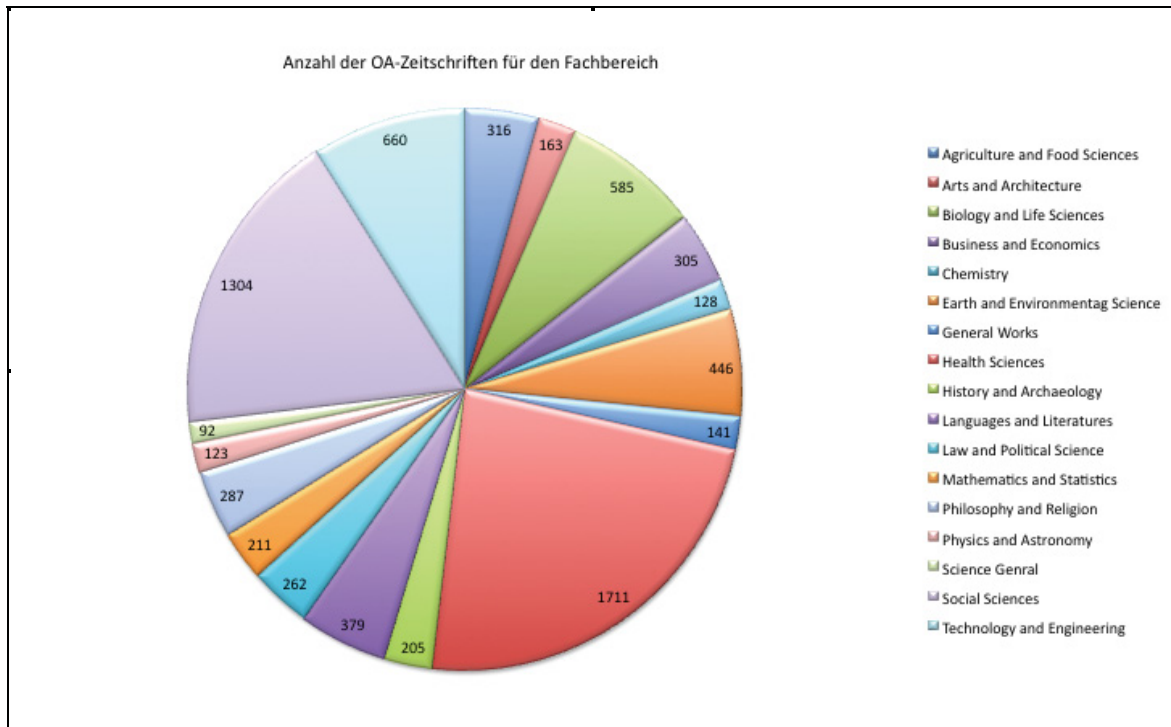


Abbildung 3: Thematische Ausrichtung der Open Access-Zeitschriften in DOAJ

Weiterhin wird die Kategorie „Languages and Literatures“ in die Subkategorien „Language and Literature“ sowie „Linguistics“ eingeteilt. Da sich diese Analyse auf die Literaturwissenschaft beziehen soll, wurden nur die Zeitschriften aus dem Bereich „Language and Literature“ untersucht. Entsprechend der gegebenen Titel-, Sprach- und Herkunftsdaten wurde die Relevanz der Zeitschriften vor allem für die deutsche Literaturwissenschaft bewertet. Dabei stellte sich heraus, dass sechs Prozent der in der Unterkategorie „Language and Literature“ aufgeführten Zeitschriften zu den „Zeitschriften ohne literaturwissenschaftlichen Schwerpunkt“ gezählt werden konnten, da sie sich lediglich mit der Sprachwissenschaft auseinandersetzen. 85 Prozent der Zeitschriften haben einen literaturwissenschaftlichen Schwerpunkt, beziehen sich jedoch nicht auf die deutsche Literatur, sondern auf die anderer Länder. Lediglich sechs Prozent der Zeitschriften behandeln unter anderem auch deutsche Literatur und nur eine einzige der Zeitschriften beschäftigt sich hauptsächlich mit der deutschen Literatur. Bemerkenswert ist hierbei, dass diese Zeitschrift aus Brasilien stammt.

Eine ähnliche Analyse für OpenDOAR (Open Directory of Open Access Repositories) durchzuführen, ist nicht sinnvoll. Ähnlich wie beim DOAJ gibt es hier viele Überschneidungen. Tatsächlich zählte das Portal im März 2011 insgesamt 1849 Repositorien, aus der Summe der suchbaren Kategorien ergab sich eine Summe von 2832 Zeitschriften. Dies ist einfach damit zu erklären, dass in OpenDOAR sehr viele Repositorien von Institutionen aufgelistet sind, die in vielen Fachbereichen tätig sind – etwa Universitäten. Das einzelne Repository wird also in jeder Kategorie aufgelistet, die es bedient. Von wie vielen Repositorien die einzelnen Fachgebiete bedient werden, lässt sich aus der folgenden Grafik ablesen. Das Schlagwort „Multidisciplinary“, mit dem insgesamt 1169 Repositorien versehen sind, wurde dabei nicht mit aufgenommen, um die Sichtbarkeit der anderen zu verbessern.

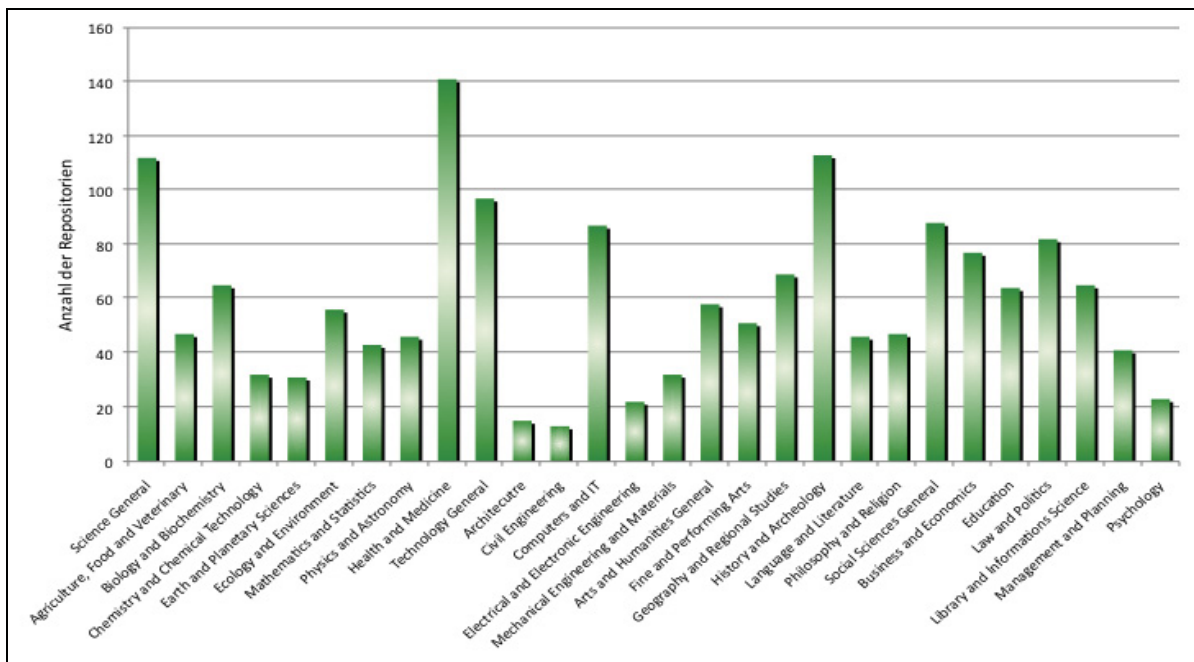


Abbildung 4: Thematische Ausrichtung der Repositorien in OpenDOAR

Es zeigt sich also, dass die gängige Überzeugung, Open Access wäre in den Geisteswissenschaften weniger entwickelt, zahlenmäßig bestätigt werden kann. Aber nicht alle Geisteswissenschaftler sind gegen das Publikationsmodell. Zwar sind es bisher nur zaghafte Schritte, die gegangen werden, es ist aber zu vermuten, dass Open Access auch bald in den Geisteswissenschaften seinen zweifelhaften Ruf verlieren und möglicherweise bereits in einigen Jahren als anerkanntes Publikationsmedium fungieren wird. Qualitative Interviews mit den Professorinnen und Professoren für Deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin sollen einen Ansatzpunkt liefern, um festzustellen, inwiefern eine solche Entwicklung auch nur annähernd in den Literaturwissenschaften zu erwarten ist.

4 Professorinnen und Professoren für Deutsche Literatur im Interview

4.1 Methodenbeschreibung

Überblicksstudien stellen gern den Unterschied zwischen Überzeugungen und Kenntnisstand von Geisteswissenschaftlern und Naturwissenschaftler zum Thema Open Access gegenüber, die mittels statistischer Erhebungen ermittelt wurden und dokumentiert sind. Das Problem bei einem solchen Vorgehen ist jedoch die Generalisierung der Aussagen einzelner zur Gesamtmeinung *der* Geisteswissenschaftler und *der* Naturwissenschaftler. Selbst wenn die große Gruppe der Geisteswissenschaften nach ihren einzelnen Fachgebieten differenziert würde, könnte man mit großer Wahrscheinlichkeit sehr variable Ergebnisse aus den Antworten selbst innerhalb der einzelnen Bereiche gewinnen. Letztendlich ist der Umgang mit neuen Medien sowie der Kenntnisstand um neue Publikationsformen jedes einzelnen Wissenschaftlers unterschiedlich, je nachdem, welche Erfahrungen, Neigungen und Kontakte ihn diesbezüglich geprägt haben. Die im Rahmen dieser Masterarbeit durchgeführte Studie zum Thema Open Access in den Literaturwissenschaften hat daher das Ziel, genau diese Variabilität aufzuzeigen. Sie wurde in einem sehr differenzierten Fachbereich unter einer zahlenmäßig kleinen Gruppe von Wissenschaftlern durchgeführt. Die Methode des qualitativen Interviews brachte hier dennoch einige interessante Ergebnisse zutage. Einige in der rezipierten Literatur formulierten Thesen konnten belegt, andere widerlegt werden.

Unabhängig von ihrem ganz speziellen Fachgebiet wurden alle Professoren und Professorinnen des Fachs *Deutsche Literatur* an der Humboldt-Universität per e-Mail eingeladen, an der Studie teilzunehmen. In einem ersten Sprechstundentermin wurden dann die Gründe und Ziele der Studie erläutert, ohne genauere Kenntnisse zum Thema *Open Access* zu vermitteln. Ein zweiter Termin diente dann dem eigentlichen Interview. Von den insgesamt 13 Professoren und Professorinnen wurden 11 im Interview befragt. Die beiden übrigen konnten aufgrund von Krankheit oder aus Zeitgründen nicht an der Studie teilnehmen.

Das Interview wurde in allen Fällen mithilfe eines Audioaufnahmeprogramms aufgezeichnet und im Nachhinein transkribiert. Gleichzeitig wurden per Hand Notizen gemacht. Die Richtzeit für das Interview wurde auf 30 Minuten festgelegt. Zumeist war nicht so viel Zeit nötig, nur bei wenigen Teilnehmern wurden ein paar Minuten mehr gebraucht. Allen

Teilnehmern wurden die 27 Fragen in schriftlicher Form vorgelegt, damit komplizierte Fragen noch einmal genau durchdacht werden konnten. Das Interview im Ganzen fand aber mündlich statt. Dabei wurde darauf geachtet, nicht zu viele Informationen vorzugeben und die Teilnehmer in hauptsächlich offen formulierten Fragen ihre Kenntnisse und Erfahrungen mit Open Access wiedergeben zu lassen. Weitere mit *Ja* oder *Nein* zu beantwortenden Fragen dienten vor allem der Vergleichbarkeit mit den anderen Studien. Auch einige breitere Fragen wurden in veränderter Form aus anderen Studien übernommen. Konkret handelt es sich hierbei um Fragen aus den bereits erwähnten Studien von Nicole Henschel und jener der DFG mit dem Titel: „Publikationsstrategien im Wandel? Ergebnisse einer Umfrage zum Publikations- und Rezeptionsverhalten unter besonderer Berücksichtigung von Open Access“. Da sich auch die Studie von Nicole Henschel in Teilen an der genannten DFG-Studie orientiert, entstehen hier natürlich Dopplungen. Sie war jedoch der erste Orientierungspunkt, sodass die Fragen 1, 2, 4, 10, 14 und 21 bis 27 von ihr, und die Fragen 6, 7, und 13 von der DFG-Studie übernommen und für den Zweck adaptiert wurden. Weitere Fragen sind entweder zugunsten der offenen Fragestellung von Grund auf umformuliert worden, so etwa die Fragen 3, 8, 9 und 11, oder wurden direkt für den Bezug auf Literaturwissenschaftler und deren Rezeptionsverhalten in Bezug auf das Internet, ihr Verhältnis zur belletristischen Literatur sowie ihre Druckgewohnheiten entwickelt – es handelt sich hier um die Fragen 5 und 12 sowie 15 bis 20. Den in den Interviews gewonnenen Informationen werden im Folgenden auch Daten aus vorherigen Analysen über die Sichtbarkeit beziehungsweise die Auffindbarkeit der Teilnehmer gegenübergestellt. Hierfür wurden die entsprechenden Teilnehmer im edoc-Server der Humboldt-Universität zu Berlin [5], in der deutschlandweiten *OAI-Suche* [6], weltweit über das Portal *OAIster* [7] sowie in *Google-Scholar* [8] gesucht. Zwar wurden alle Daten personenbezogen erhoben und können von der Autorin auch noch namentlich zugeordnet werden, im Sinne des Datenschutzes wurden sie jedoch für diese Arbeit anonymisiert.

4.2 Publikations- und Rezeptionsgewohnheiten der Teilnehmer

Zu Beginn des Interviews gaben 10 von 11 Befragten an, schon einmal vom dem Begriff „Open Access“ gehört zu haben. Dies geschah in verschiedenen Zusammenhängen, wobei die Teilnehmer zum Teil aus mehreren Quellen davon erfahren hatten. Wissenschaftliche Publikationen über das Thema wurden von drei der Befragten erwähnt, genauso hatten drei der Befragten die öffentliche Diskussion in Zeitungen verfolgt und wiederum kannten drei der

Studienteilnehmer den Begriff aus anderen Institutionen. Über Kenntnisse bezüglich Open Access an der HU verfügten zwei der Befragten durch ihre Teilnahme an akademischen Gremien und ebenfalls nur zwei der Befragten wussten von den Bemühungen des CMS, Open Access an der Humboldt-Universität zu Berlin weiter publik zu machen.

Teilnehmer 1 gab an, bisher in Büchern und Zeitschriften publiziert zu haben. Einige seiner Publikationen seien auch elektronisch im Internet verfügbar, er sei sich aber nicht sicher, ob auf diese auch via Open Access zugegriffen werden kann. Ihm sei nur ein Zeitschriftenartikel bekannt, der möglicherweise in einer Open Access-Version einer Zeitschrift veröffentlicht worden sei. Allerdings war ein solcher im Nachhinein nicht auffindbar. Stattdessen finden sich über die Google-Scholar-Suche drei Bücher mit Beiträgen des Befragten und eine seiner Rezensionen, die kostenlos zugänglich sind. Teilnehmer 2 hingegen ist sich dessen bewusst, dass Beiträge von ihm kostenlos zugänglich im Netz stehen. Hierzu wurde er einerseits von den Verlagen um die Erlaubnis zur Veröffentlichung gefragt, in anderen Fällen wurde ihm lediglich mitgeteilt, dass der Beitrag online veröffentlicht würde. Neben den Aufsätzen, die er ursprünglich in Printform ausgegebenen Zeitschriften veröffentlicht hat, hat er weiterhin Monografien und Sammelbände publiziert, sowie auch als Herausgeber von Texteditionen gewirkt. Von ihm sind – nach weiteren Nachforschungen – außerdem sieben Bücher, ein Zeitschriftenartikel und ein Buchbeitrag in Google-Scholar zu finden. Die OAI-Suche ergibt weiterhin 4 Treffer und auch auf dem edoc-Server ist ein Text von ihm zu finden. Teilnehmer 3 gibt an, neben Publikationen in Büchern und Zeitschriften auch Zeitungsartikel und eine CD veröffentlicht zu haben. Des Weiteren seien auch Internetpublikationen von ihm zu finden, die zum einen von Zeitschriftenverlagen, zum anderen im Anschluss an Tagungen in Akademien et cetera online gestellt wurden. Tatsächlich gibt es von diesem Teilnehmer zwei Beiträge auf dem edoc-Server, die OAI-Suche ergab drei Treffer und bei Google-Scholar finden sich Buchbeiträge in fünf Büchern und auch ein Zeitschriftenartikel die frei zugänglich im Internet stehen. Auch Teilnehmer 4 hat bisher nur in Büchern und Zeitschriften publiziert. An online-Publikationen ist diesem Teilnehmer lediglich eine Publikation in einem online-Rezensionsorgan bekannt. Das ist bezeichnend, da über Google-Scholar auf vier Buchbeiträge und sieben Zeitschriftenartikel von diesem Teilnehmer kostenlos zugegriffen werden kann. Erstmals bei Teilnehmer 5 wird neben der Publikation in Monografien und Zeitschriften auch die Möglichkeit der Publikation in Internetportalen und in Peer-Reviewed-Zeitschriften genannt, wobei ersteres bereits realisiert wurde, letzteres dagegen noch nicht. Auch Internetveröffentlichungen von Tagungsvorträgen spielen für diesen Teilnehmer eine Rolle,

allerdings ist hier kein Nachweis auf dem edoc-Server, bei der OAI-Suche, in OAIster oder in Google-Scholar zu finden. Im Gegensatz dazu gibt es von Teilnehmer 6 neun Treffer in der OAI-Suche und mit Google-Scholar lässt sich ein Workshop-Konzept finden, das Open Access zugänglich ist. Allerdings gibt dieser Teilnehmer im Interview nur an, in Büchern, Zeitschriften und Tagungsbänden veröffentlicht zu haben. Teilnehmer 7 erfüllt bis auf die Tagungsbände ebenfalls diese gesamte Bandbreite. Er nennt allerdings weiterhin auch noch Sammelbände und bedient Anfragen von verschiedenen Zeitungen. Unter seinem Namen finden sich in Google-Scholar sechs Buchbeiträge, die kostenlos einsehbar sind. Lediglich Teilnehmer 8 gibt an, schon selbst eigene Texte auf der eigenen Homepage veröffentlicht zu haben. Ansonsten gibt es von ihm verschiedene Bücher und Zeitschriftenbeiträge in Printform sowie einen Beitrag, der elektronisch auf der Verlagsplattform einsehbar ist. Ob dies kostenpflichtig geschieht oder nicht, ist ihm nicht bekannt. Bei Google-Scholar ist allerdings auch ein Buch von diesem Autor zu finden. Ebenfalls gibt es ein Buch und einen Buchbeitrag des Teilnehmers 9. Dieser hatte nur angegeben, in Buchverlagen, Zeitschriften und Sammelbänden publiziert zu haben. Genauso verhält es sich mit Teilnehmer 10, nur dass hier drei Bücher und drei Zeitschriftenartikel kostenlos einsehbar sind. Von Teilnehmer 11 gibt es weiterhin einen Beitrag auf dem edoc-Server, ein Beitrag lässt sich via OAI-Suche finden sowie fünf Bücher und 4 Zeitschriftenartikel in der Google-Scholar-Suche. Er gibt im Interview aber nur an, Bücher, Aufsätze, Zeitungsartikel, Zeitschriftenartikel sowie Beiträge in Sammelbänden veröffentlicht zu haben.

Bei der Frage nach weiteren Publikationsmöglichkeiten wurden Netzpublikationen oft als mögliche, aber nicht dem germanistischen Standard entsprechende Publikationsformen angesehen. Generell sehen alle Befragten Monografien und Zeitschriften als sinnvollen Publikationsort für literaturwissenschaftliche Fachliteratur an. Auch Sammelbände und Tagungsbände werden oft genannt, ersteres insgesamt sieben Mal, letzteres vier Mal, Zeitungen werden nur drei Mal erwähnt. Zwei der Befragten nannten außerdem CDs und DVDs und einer von ihnen auch das Fernsehen als eine Publikationsart. Publikationsmöglichkeiten im Internet tauchen bei der Befragung in dreierlei Form auf: Zum einen werden Internetportale im Sinne von Repositorien genannt. Hierbei geht es zumeist um fachspezifische Portale. Unter Internetzeitschriften werden zum Teil auch online zugängliche Rezensionenzeitschriften angesehen, die zumeist kostenlos zugänglich sind. Generell fällt aber auf, dass die Teilnehmer zwischen Internetpublikationsorten, die für den Leser kostenlos zugänglich sind und solchen, für die der Leser bezahlen muss, kaum differenzieren. Der

Unterschied scheint hier kaum bewusst zu sein. Zweimal wird auch die Publikation auf der eigenen Webseite als Publikationsmöglichkeit genannt. Im Zuge dieser Problematik wurde auch nach dem Verständnis der Professoren für den Begriff Autor gefragt mit dem Ziel, eventuelle Vorbehalte gegen Autorschaft im Zusammenhang mit digitalen Publikationsformen herauszukristallisieren.

4.3 Autorschaftsbegriff, Zielgruppe und Bedeutung der Sprache

Im Gegensatz zu dieser These zeigten sich die Professorinnen und Professoren sehr aufgeschlossen dazu, den ursprünglichen Autorschaftsbegriff auch auf digitale Medien zu übertragen. Lediglich, dass er einen Text verfasst habe, halten alle Befragten für den Autor für konstitutiv. Zwei der Befragten hielten es für notwendig, dass eine Person auch einen Text publiziert haben müsse, um dem Autorbegriff gerecht zu werden.

Fünf der Teilnehmer bezogen sich zudem auf den Rechtsbegriff des Urhebers – wenn eine Person nach dem Gesetz ein Urheber sei, könne man ihn auch als Autor betiteln. Dementsprechend könnte sich auch jeder Blogverfasser, dessen Identität zugewiesen werden könne, als Autor bezeichnen. Explizit wurde dies jedoch nur von einem der Befragten so formuliert. Bei der Fragestellung nach der Autorschaft im Zusammenhang mit kollektiver Texterstellung wie bei Wikipedia wurde jedoch von drei Befragten argumentiert, dass die Namensnennung des Verfassers konstitutiv sei für seine Autorschaft. Hier steht das Beispiel des online-Lexikons im Gegensatz zur kollektiven Autorschaft in traditionellen Publikationen, denn diese sind dort zumeist kenntlich gemacht, während die Wikipedia-Autoren erst in der Artikelhistorie über ihren Nickname recherchiert werden müssen. Laut Teilnehmer 11 kann diese „Anonymisierung der Autorschaft durch das Internet [...] fatale Konsequenzen haben“ (Teilnehmer 11 2011).

Teilnehmer 2 berief sich jedoch auf die Historie der Autorschaft: Im Medienwandel habe es schon immer unterschiedliche Typen von Publikationsmöglichkeiten, Autoren et cetera gegeben und die derzeitige Entwicklung bilde keine Ausnahme (Teilnehmer 2, Interview vom 15.03.2011). Ein weiterer formulierte die These, dass die „verflüssigte Internetkommunikation [...] eine Form des Textes [sei], die sich der Mündlichkeit“ annähere (Teilnehmer 1 2011), wie man sie in der Literaturwissenschaft vor allem aus dem Mittelalter kennt, als Texte über Generationen hinweg nur mündlich überliefert wurden. Das Internet verändert aber nicht nur die Publikationsmethoden, sondern erweitert auch das

Zielpublikum und die räumliche Verbreitung der Texte. Die Fragestellung nach dem Leserkreis, an den sich die Publikationen der Befragten richten, sollte daher feststellen, inwiefern dieses Kriterium für die Literaturwissenschaft relevant ist. Dabei gaben alle Befragten an, sich an ein wissenschaftliches Fachpublikum zu richten. Zwei der Befragten engten diesen Personenkreis ein auf das literaturwissenschaftliche Fachpublikum, einer bezog sich hauptsächlich auf Germanisten, Historiker und Kulturwissenschaftler, einer nur auf Germanisten und Kulturwissenschaftler und einer auf Literaturwissenschaftler, Kulturwissenschaftler und Sozialwissenschaftler. Sechs Teilnehmer gaben an, sich auch an die interessierte Öffentlichkeit zu richten und fünf schreiben auch für die allgemeine Öffentlichkeit. Die letzten beiden Kategorien überschneiden sich natürlich – von einem der Befragten wurde daher das Publikum dem Medium zugeordnet, in welchem publiziert wurde. Während also etwa Sachbücher und Zeitschriftenartikel sich an eine interessierte Öffentlichkeit richteten, würden Fernsehen und Zeitung die allgemeine Öffentlichkeit erreichen. In Bezug auf die Internationalität der Beiträge wurde von zehn der Befragten angegeben, dass sie sich auch an Wissenschaftler außerhalb Deutschlands und außerhalb des deutschsprachigen Raums richten würden. Daher sind von acht der befragten Professoren und Professorinnen auch Beiträge in Englisch veröffentlicht worden, wobei sechs von ihnen selbst englische Beiträge schreiben und zum Teil übersetzen lassen und zwei nur aufgrund der Übersetzungen auch in Englisch aufzufinden sind. Von drei Professoren und Professorinnen liegen Werke in anderen Sprachen vor, darunter in Polnisch, Französisch und Italienisch. Zwei der Befragten gaben an, nur auf Deutsch zu veröffentlichen, sich damit aber dennoch an ein internationales Publikum zu wenden, davon ausgehend, dass Germanisten weltweit auch Deutsch verstehen würden. Ein weiterer gab an, nicht intendiert für ein internationales Publikum zu schreiben und dennoch Reaktionen aus nichtdeutschsprachigen Ländern zu erhalten.

Selbst lesen die Teilnehmer Texte natürlich vorrangig in Deutsch. Das Englische setzt sich jedoch auch hier immer weiter durch. Neun der Befragten gaben an, auch in Englisch verfasste literaturwissenschaftliche Texte zu lesen. Französische Texte werden von sieben Professoren und Professorinnen rezipiert, italienische von drei. Weiterhin ist einer der Teilnehmer imstande, norwegische und einer auch finnische Texte zu lesen. Diese beiden Sprachen sind aber in der Germanistik von untergeordneter Bedeutung.

4.4 Verhältnis zu traditioneller und internetbasierter Medienbeschaffung

Um an diese internationale und auch nationale Literatur zu kommen nutzen die Professorinnen und Professoren unterschiedliche Wege. Bei literaturwissenschaftlicher Fachliteratur sind es dabei sowohl traditionelle als auch digitale Wege der Informationsbeschaffung. Neben der Institutsbibliothek – wo das Regal für die Neuanschaffungen ein erstes Mittel der Information ist – werden auch die Medien aus dem Gesamtbestand der Universitätsbibliothek genutzt. Weiterhin sind es die Staatsbibliothek und die Deutsche Nationalbibliothek sowie die Bibliotheksverbände KVK und KOBV und verschiedene Fachbibliotheken, über die Medien beschafft werden. Digitale Anlaufpunkte zur Erstinformation sind die gängigen Suchmaschinen. Weiterhin werden auch Dienste wie Google-Scholar und Google-Books, online-Zeitschriften – in Open Access und in lizenzierter Form – sowie online-Repositorien aufgerufen. Für Fachartikel gibt es weiterhin die Möglichkeit, von den Autoren auf die Homepage gestellte PDFs herunterzuladen, oder sich die Texte per e-Mail schicken zu lassen. Auffällig ist auch, wie viele der Befragten die Literatur käuflich erwerben. Das geht natürlich zum einen im Rahmen der Bibliotheksanschaffung, für die für jeden Lehrstuhl ein gewisser Etat bereitsteht. Zum anderen ist der Privatkauf aber sehr verbreitet, sei dies über Portale wie amazon.de, bücher.de, ZVAB also das Zentrale Verzeichnis antiquarischer Bücher und natürlich über den traditionellen Fachhandel. Tatsächlich geben alle Professoren an, schon einmal Geld gezahlt zu haben, um in den Besitz von für sie notwendige, wissenschaftliche Literatur zu kommen. Dies geschieht natürlich auch bei der Fernleihe, die neun der Teilnehmer nutzen und bei Diensten wie Subito, was von sieben Teilnehmern in Anspruch genommen wird. Der käufliche Erwerb von Literatur aus Privatmitteln ist für alle Teilnehmer ganz alltäglich. Ähnlich geschieht dies auch bei belletristischer Literatur, die für die Literaturwissenschaftler gewissermaßen die Primärdaten ihrer Forschung darstellen. Bis auf die bereits genannten Wege der Medienbeschaffung wurden hier weiterhin bestehende online-Portale wie Gutenberg.de und die sogenannten Digitalen Bibliotheken genannt, also Textsammlungen, belletristischer Natur zu einem bestimmten Themenkomplex oder einer bestimmten Epoche, die auf einer CD oder DVD zusammengefasst werden. Gerade bei online-Angeboten neigen alle Teilnehmer dazu, die Texte auszudrucken. Wissenschaftliche Literatur prüfen die Teilnehmer zunächst auf Relevanz und drucken sie dann aus, um sie zu lesen. Dabei bedeutet Lesen im literaturwissenschaftlichen Kontext die eingehende Beschäftigung mit dem Text, bei der Passagen rezipiert, kommentiert und angestrichen werden. Lediglich kurze Texte, die

Angaben liegen hier zwischen zwei und fünf Seiten – werden auch am Bildschirm gelesen. Ganz lange Texte werden eher nicht gedruckt, sondern, sofern möglich, käuflich erworben. Bei belletristischer Literatur unterscheidet sich das Verhalten je nach den speziellen Fachgebieten der Professorinnen und Professoren: Wer sich mit älterer deutscher Literatur, etwa aus dem Mittelalter beschäftigt, zögert kaum, Texte aus dem Netz zu drucken, da sie meist in anderer Form kaum noch zugänglich sind. Die Teilnehmer, die sich mit Literatur aus den vorigen Jahrhunderten beschäftigen, überprüfen erst, ob man auch ein Verlagsexemplar erwerben kann, bevor sie ganze Werke ausdrucken oder drucken lassen. Die Professoren und Professorinnen der Neueren Deutschen Literatur nutzen die Internettex te nur zum Kopieren von Zitaten oder zum schnellen Durchsuchen der Werke auf bestimmte Schlagwörter. Für die literaturwissenschaftliche Arbeit mit den Texten nutzen sie die Verlagsexemplare.

In Bezug auf belletristische Werke halten es dennoch alle Befragten für sinnvoll, Datenbanken mit allen Texten für Literaturwissenschaftler bereitzustellen, sofern die Inhalte nicht mehr urheberrechtlich geschützt sind. Diese könnten dann ebenfalls zum Durchsuchen nach Themenfeldern und Zitaten verwendet werden. Außerdem sei dies eine Möglichkeit, „um Literatur, die im Buchhandel nicht gilt, zu kanonisieren“ (Teilnehmer 8 2011). Außer einem der Befragten, würden auch alle Teilnehmer zustimmen, diese Texte nicht nur für wissenschaftliche Nutzer sondern für die Allgemeinheit frei verfügbar zu machen. Faktisch sei der Zugriff durch mangelndes Interesse daran sowieso auf den wissenschaftlichen Gebrauch begrenzt. Für urheberrechtlich geschützte Texte würden es sieben der Befragten nicht begrüßen, entsprechende Datenbanken zu erstellen, auch nicht, wenn der Zugriff nur für den wissenschaftlichen Gebrauch erlaubt wäre. Vier der Befragten halten dies für möglich, solange dafür neue Finanzierungsmöglichkeiten für die Literaturproduzenten entwickelt würden, die dann die kostenlose Bereitstellung im Netz legitimieren würden. Eine der Befragten zieht auch den Schutz der Autorenrechte durch Passwortvergabe an bestimmte Wissenschaftskreise in Betracht. Teilnehmer 8 argumentiert im Gegensatz dazu: „Das entspricht auch eigentlich [...] nicht der Ideologie des Internets, diese Art der Begrenzung“ (Teilnehmer 8 2011) Dass die Rechte und auch die Finanzierung von Autoren nicht eingeschränkt wird, wird den Befragten wohl auch deshalb wichtig sein, da es sich bei ihnen selbst um Autoren meist wissenschaftlicher Fachliteratur handelt.

4.5 Finanzierung des Erwerbs und der Veröffentlichung von Publikationen

Finanzielle Vergütung für Textproduktion ist also auch für sie von Bedeutung. Obwohl von vier der Professoren und Professorinnen im Interview bestätigt wurde, dass Honorare für literaturwissenschaftliche Fachpublikationen nicht die Regel sind, haben alle Befragten schon einmal Geld für ihre Publikationen erhalten. Dabei handelt es sich in sechs Fällen um Gelder, die aus dem 10%-igen Anteil des Nettoladenpreises einer Monografie erwirtschaftet werden. Weiterhin wurde achtmal angegeben, dass für das Einreichen von Zeitschriftenbeiträgen Geld gezahlt würde. Hierbei reicht die Bandbreite der Häufigkeit von einem Mal über fünf bis zehn Prozent bis hin zu etwa 20 bis 30 Prozent der Aufsatzpublikationen. Viermal werden auch Beiträge in Sammelbänden als Einnahmequelle genannt. Höhere Honorare würde es stattdessen im publikumsorientierten Bereich geben: Für Zeitungsartikel würde immer ein Honorar gezahlt. Hier sind es vier der Befragten, die dies für sich mit angeben. Jeweils einmal wurden Handbuchbeitrag, Katalogbeitrag und Radiobeitrag genannt. Letzterer war sogar mit etwa 1000 Euro honoriert worden, für einen Sammelbandbeitrag wurde eine Summe von 400 bis 500 Euro als Honorar angegeben. Eine ähnliche Summe wurde für einen Katalogbeitrag gezahlt, für eine Monografie unter Umständen nur 50 Euro, für Zeitschriftenaufsätze wird einmal die Summe von 15 und einmal die Summe von 200 bis 500 Euro angegeben.

Über mögliche finanzielle Ausgaben ihrerseits zur Publikationszwecken haben alle 11 Befragten angegeben, schon einmal Geld für die Publikation eines ihrer Werke bezahlt zu haben. Dabei wird sechsmal explizit die Dissertation erwähnt, die in drei Fällen aus Privatmitteln gezahlt wurde wie auch die Magisterarbeit eines der Befragten. Die Habilitationsschrift wird viermal explizit erwähnt, wobei von diesen zwei aus privaten Geldern bezahlt wurden. Andere Publikationen werden hingegen meist aus Drittmitteln und Forschungsgeldern finanziert. Angaben für die Kosten der Publikation von Abschlussarbeiten und Qualifikationsschriften variieren von 500 Euro über 3000 Euro bis hin zu 15000 Euro. Leider wurde durch den Gesprächsfluss bei fünf der Befragten versäumt, bei der folgenden Frage nach der Vertretbarkeit solcher Ausgaben explizit auf den Bezug einer Open Access-Publikation zu lenken. Daher wurde nur gefragt, ob es vertretbar sei, wenn der Autor für die Publikation bezahlen müsse, und wenn ja aus welcherlei Mitteln. Zwei der Befragten machten diesbezüglich explizit, weitere zwei implizit deutlich, dass es in Bezug auf Ausgaben für Publikationen nicht darauf ankomme, ob der Autor dies für vertretbar hielte, sondern, dass es sich bei solchen um eine unumgängliche Praxis in der Literaturwissenschaft handle. Dies erklärt auch, warum zwei der Befragten solcherart Ausgaben für nicht vertretbar hielten, einer

davon aber dennoch zustimmte, diese aus Forschungsgeldern zu bezahlen. Vier der Teilnehmer gaben an, dass sie es vertretbar finden würden, wenn die Publikation aus eigenen Mitteln bezahlt würde, vier sprachen sich dagegen aus. Ein Teilnehmer hält die Bezahlung aus Forschungsgeldern für nicht vertretbar, sieben aber schon. Nur einer der Teilnehmer zog es in Erwägung, die Kosten vom Institut tragen zu lassen, vier sprachen sich explizit dagegen aus, insbesondere deshalb, weil die Institutsgeelder schon für die Kosten, die durch die Lehre aufkommen, nicht ausreichend bemessen wären (Teilnehmer 6, Interview vom 23.03.2011). Bei fünf der Interviews wurde konkreter auf die Frage nach Open Access-Veröffentlichungen geachtet. Hier äußerten sich alle Befragten positiv gegenüber der Verwendung von Forschungsgeldern für Open Access-Publikationen. Private Mittel dafür zu verwenden hielten zwei der Befragten für sinnvoll, zwei weitere zogen auch in Betracht, hierfür Institutsgeelder zu verwenden.

4.6 Kenntnisse über und Meinungen zu Open Access

In drei kurzen Fragen, die mit ja oder nein beantwortet werden konnten, wurden einige stichprobenartige Wissensfragen zu Open Access gestellt, in weiteren sechs Fragen wurden die Meinungen der Teilnehmer bezüglich einiger Aspekte von Open Access-Publikationen abgefragt. Es stellte sich heraus, dass nur drei der Befragten je vom edoc-Server der Humboldt-Universität gehört hatten, diesen aber auch bereits nicht mehr genau zuordnen konnten. Die Suchportale für Open Access-Zeitschriften oder –Repositorien, OpenDOAR, DOAJ und OAster waren keinem der Teilnehmer bekannt. In Bezug auf vier ausgewählte Open Access-Erklärungen haben von der „Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen“ vier Personen gehört und drei haben sie auch gelesen. Von der „Budapest-Open Access Initiative“ und dem „Bethesda Statement on Open Access Publishing“ hat nur eine Person gehört, die entsprechenden Texte dazu aber auch nicht gelesen und die „Open Access-Erklärung der HU“ kennen vier Personen überhaupt nicht. Drei haben davon gehört, sie aber nicht gelesen und vier haben sie gelesen, wobei zwei davon sagen, dass sie die Inhalte bereits wieder vergessen haben.

Alle Teilnehmer würden sagen, dass Open Access den Zugang zur Information erleichtert, wobei zwei noch einschränken, dass zwar der technische Zugang erleichtert wird, der intellektuelle Zugang jedoch eher nicht, da manche Texte dadurch eher oberflächlich rezipiert würden. Weniger Übereinstimmung gab es bei der Frage, ob Open Access-Publikationen nicht der gleichen Qualitätskontrolle unterliegen würden, wie traditionelle Publikationen.

Fünf der Teilnehmer beantworteten diese Frage mit Ja, wobei einer betonte, dass es dabei Ausnahmen gebe. Drei Teilnehmer verneinten die Aussage mit dem Hinweis darauf, dass die Qualitätskontrolle nicht vom Medium, sondern von der publizierenden Instanz abhängt. Aus dem gleichen Grund wollten sich drei der Befragten nicht auf ein Ja oder Nein festlegen. Zwischen der Aussage, dass Open Access-Publikationen seltener zitiert und jener, dass sie seltener bibliografisch nachgewiesen würden, sahen die Befragten kaum einen Unterschied, da in der literaturwissenschaftlichen Praxis die bibliografischen Angaben meist mit dem Zitatnachweis voll und ganz übereinstimmten. Sieben der Befragten stimmten beiden Aussagen zu, drei verneinten die Aussage, wobei einer darauf hinwies, dass solche Werke in den Arbeiten der Studierenden öfter zitiert würden und es bei den Fachkollegen auf den Themenbereich ankäme, in welchem er arbeite. Ein weiterer Teilnehmer legte sich nicht fest und argumentierte dagegen, dass die Studierenden Open Access-Dokumente eher nicht nachweisen würden, Professoren und Professorinnen sowie Mitarbeiter dagegen schon. Acht der Befragten gaben an, dass sie die Langzeitarchivierung von Open Access-Dokumenten als nicht gesichert ansehen würden, drei waren gegenteiliger Meinung. Weiterhin waren bis auf zwei Teilnehmer alle Befragten der Meinung, dass durch Open Access-Veröffentlichungen die Wahrscheinlichkeit einer Urheberrechtsverletzung steige. Von den anderen beiden argumentierte einer, dass es durch das digitale Vorliegen der Quellen auch leichter sei, den Rechtsbruch nachzuweisen und dass die Wahrscheinlichkeit damit geringer sei.

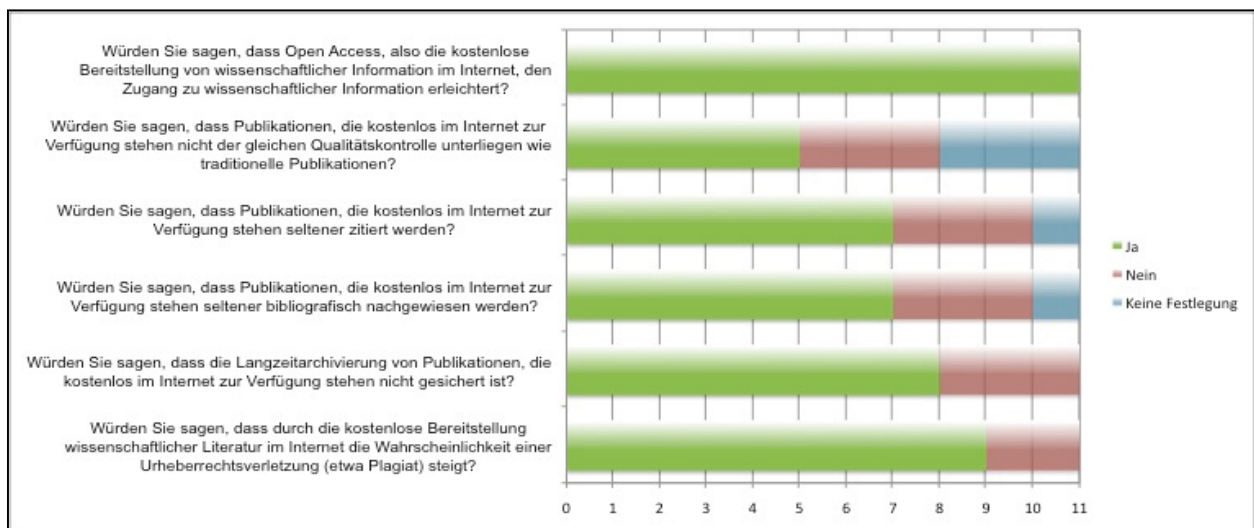


Abbildung 5: Antworten der Teilnehmer auf die Suggestivfragen

5 Diskussion

5.1 Zur Forschungsfrage

Entsprechend der These hat die vorangehende Studie vor allem gezeigt, dass der Kenntnisstand über und die Meinungen zu Open Access bei den verschiedenen Professoren sehr stark variieren. Bei einer rein quantitativen Auswertung müsste man die Forschungsfrage trotzdem mit Ja beantworten: In den meisten Fällen stimmen die Meinungen und Positionen der befragten Literaturwissenschaftler mit den gängigen Aussagen über die Meinungen von Geisteswissenschaftlern gegenüber Open Access in der Literatur zu Open Access überein. Allerdings müssen diese Werte etwas differenzierter betrachtet werden, denn längst nicht immer folgen die Antworten der Teilnehmer diesem vorgegebenen Schema. Im Folgenden sollen die Ergebnisse daher noch einmal explizit mit den Äußerungen der Fachliteratur über das Verhältnis von Geisteswissenschaftlern zu Open Access in Beziehung gesetzt werden. Dabei fällt zunächst auf, dass die meisten Beiträge nicht von Geisteswissenschaftlern selbst, sondern von Natur- oder Informationswissenschaftlern stammen. Naturwissenschaftler befassen sich aus Gründen der besseren Verbreitung ihrer Ergebnisse mit Open Access, Informationswissenschaftler aus Gründen der Novellierung von Informationsverbreitung und –beschaffung an sich. Beiträge über Open Access, die von Geisteswissenschaftlern selbst stammen, sind gegenüber Open Access tatsächlich meist positiv eingestellt, insofern sie über Open Access-Projekte im geisteswissenschaftlichen Bereich berichten [9]. Naturwissenschaftler und Informationswissenschaftler führen dagegen viele Gründe an, mit denen sie eine Ablehnung von Open Access-Publikationsmodellen durch Geisteswissenschaftler zu erklären versuchen.

5.2 Finanzielle Aspekte

Da Open Access vor allem aus wirtschaftlichen Gründen entstanden ist, wird oft mit Publikationsgebühren argumentiert. Während Naturwissenschaftler oft für die Publikation ihrer Werke Summen im vierstelligen Bereich zahlen müssten, wird Geisteswissenschaftlern oft nachgesagt, dass sie sogar Honorare für ihre Publikationen bekämen [10]. Die vorangehende Studie hat jedoch gezeigt, dass dies nicht der Fall ist. Zwar werden durchaus Honorare gezahlt, jedoch hauptsächlich für Veröffentlichungen in publikumswirksamen Medien wie Zeitungen, nicht primär wissenschaftlichen Zeitschriften, in Funk und Fernsehen sowie in Ausstellungskatalogen und Handbüchern. Hier zeigt sich ein wesentlicher

Unterschied zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften. Während die Forschungen der meisten naturwissenschaftlichen Bereiche für nicht wissenschaftliches Publikum kaum verständlich sind, haben sich jene der Literaturwissenschaftler schon immer in Form von Rezensionen, Besprechungen und Kritiken in den Medien niedergeschlagen. Geschieht dies nun auch in verstärkter Form Open Access, können nicht nur Wissenschaftler und deren Organisationen, sondern alle Mitbürger davon profitieren.

Für Publikationen, die sich gezielt an Wissenschaftler richten, sind Honorare nur sehr selten anzutreffen und auch dann kaum als bedeutsame Einnahmequelle für die Professoren anzusehen. Tatsächlich ist es also hier genauso wie bei den Naturwissenschaftlern so, dass die Einnahmen aus der Anstellung am jeweiligen Institut herrühren und Publikationshonorare allenfalls einen kleinen Bonus darstellen. Das Modell des zahlenden Autors ist hier ebenfalls gut vertreten. Besonders sind es natürlich die Qualifikationsschriften, für deren Druck auch die Teilnehmer der Studie zum Teil selbst aufkommen. Auch wenn solche Zahlungen an Verlage, die mit dem Verlagsprodukt auch noch Geld verdienen oft als nicht vertretbar angesehen werden, lässt die gängige Publikationspraxis den Befragten keine andere Wahl. Dabei sind die Unterschiede in der Höhe der Druckkostenzuschüsse enorm. Die Differenzen erklären sich zum einen aus der Art und Aufmachung des entsprechenden Mediums, aber auch aus der Reputation etwa der Zeitschrift. Für Zeitschriften mit hohem Bekanntheitsgrad und starker Verbreitung muss erheblich mehr gezahlt werden als für Zeitschriften, die sich mit kleinen Sparten der Germanistik beschäftigen. Die Entscheidung, in welcher Zeitschrift veröffentlicht werden soll, hängt daher von der Bekanntheit des Autors ab, von seinem speziellen Fachbereich und von der gegebenen oder nicht gegebenen Notwendigkeit, die Ergebnisse so weit wie möglich zu verbreiten. Bis auf erste qualifizierende Publikationen, wird von den meisten Befragten ausgeschlossen, Druckkostenzuschüsse aus eigenen Geldern zu bezahlen, selbst, wenn die Ergebnisse dann Open Access gestellt würden. Stattdessen zahlen sie aber regelmäßig viel Geld, um sich von privaten Geldern wissenschaftliche und vor allem auch belletristische Texte zu kaufen. Von einem der Teilnehmer wurde sogar eine Summe von etwa 200 Euro pro Monat für solche Ausgaben genannt. Das Problem hierbei ist die Vermischung von persönlichem Interesse mit der Forschungstätigkeit. Während bis auf notwendige Fachliteratur kaum ein Naturwissenschaftler seine alltäglichen Arbeitsmaterialien vom eigenen Geld bezahlt, ist der primäre Forschungsgegenstand des Literaturwissenschaftlers das Buch, was er auch selbst besitzen möchte und daher auch aus seinen Privatmitteln bezahlt.

5.3 Divergierende Publikationsformen als Hindernis?

Außerdem wird oftmals argumentiert, dass auch die unterschiedlichen Publikationsformen in finanzieller Hinsicht eine große Rolle spielen.

„Naturwissenschaft und Technik, die den Wandel zu elektronischen Publikationen, überwiegend im Zeitschriftenbereich, praktisch komplett vollzogen haben, sehen dringenden Handlungsbedarf, bei den geisteswissenschaftlichen, eher buchorientierten Fächern ist der Handlungsdruck deutlich geringer und die Sozialwissenschaften bewegen sich – je nach Ausrichtung auf Zeitschriften oder Bücher – dazwischen“ (Hätscher, Petra 2007, S. 220).

Diese Aussage geht von zweierlei Dingen aus. Zunächst, dass Zeitschriften im geisteswissenschaftlichen Bereich eine geringere Rolle spielen, und weiterhin, dass Open Access für andere Formate als die der Zeitschriften nicht geeignet sei. Beides ist hochgradig fragwürdig. Zwar informieren sich Geisteswissenschaftler vorrangig in Büchern, wie auch die Ergebnisse der vorangegangenen Studie zeigen, jedoch haben auch hier Zeitschriftenpublikationen einen sehr hohen Stellenwert. In Hinsicht auf die Publikation ist es meist die publizierte Dissertation, die den Geisteswissenschaftler dazu befähigt, in anderen Formaten publizieren zu dürfen. Sammelbände, Tagungsbände und Proceedings sind hier ebenfalls von großer Bedeutung. Auch diese Formate können problemlos digitalisiert und Open Access bereitgestellt werden, da sich die Form der einzelnen Beiträge kaum von der der Zeitschriftenartikel unterscheidet. Bibliotheken könnten in diesem Fall nicht nur die Kosten für die Anschaffung von Zeitschriften sparen, sondern auch die für die Anschaffung, Registrierung und Einarbeitung entsprechender Beiträge, die in Buchform verlegt sind. Ein Fakt, der den befragten Professorinnen und Professoren nicht klar zu sein scheint, ist nämlich der sinkende Etat vieler Bibliotheken – seien es die öffentlichen oder auch wissenschaftlichen Bibliotheken. Zwar fällt die vergleichsweise geringe Auswahl der Werke durchaus auf, jedoch wird Open Access hier noch nicht als mögliche Lösung dieses enormen Kostenproblems gesehen.

Im Internet sind auch die Studienteilnehmer bereits stärker vertreten, als sie es selbst zu ahnen scheinen. Die gängigen Open Access-Suchportale haben einiges aufgezählt, was im Interview nicht erwähnt wurde. Es scheint, als wüssten die Professorinnen und Professoren gar nicht, wie viele ihrer kleineren Publikationen bereits online auffindbar sind. Des Weiteren stößt man oft auf ganze Bücher der Befragten, die in Google-Scholar in Auszügen aufzufinden sind, obwohl diese Formate angeblich schwer für die online-Rezeption aufbereitet werden können. Im Zusammenhang hiermit zeigt auch der sich immer stärker etablierende ebook-Markt, dass

auch größere Formate problemlos elektronisch publiziert werden können. Mit der Entwicklung des herkömmlichen Desktop-Rechners hin zu Tablet-PCs, ist die Rezeption solcher digitalen Bücher nicht einmal mehr zwingend mit der Anschaffung eines entsprechenden Lesegerätes verbunden, zumal auch jetzt bereits viel am herkömmlichen PC gelesen wird. Außerdem bietet das Prinzip des Print-on-Demand sicherlich eine gute Möglichkeit, das Formatproblem zu lösen, für jene, die die Lektüre gedruckter Werke jener am Bildschirm vorziehen. Solcherart Dienste sind für die befragten Professoren und Professorinnen bisher weniger wertvoll. Eher werden Bibliotheksdienste wie Fernleihe, aber auch der Dienst Subito genutzt. Texte belletristischer und wissenschaftlicher Art, die im Internet zu finden sind, werden selbst gedruckt, sobald sie eine sehr geringe Seitenzahl übersteigen. Bei sehr hohen Seitenzahlen tendieren die Befragten eher dazu, die Verlagsausgabe zu kaufen, sofern es diese Möglichkeit gibt.

5.4 Qualitätskontrolle literaturwissenschaftlicher Publikationen

Ein weiterer, oft genannter Punkt in dieser Thematik ist die fehlende Qualitätskontrolle. Peer Review ist ein Stichwort, das dabei sehr oft fällt. Allerdings: In den Literaturwissenschaften, vornehmlich in der Germanistik, gibt es zumindest in Deutschland keine Zeitschrift, die ihre Beiträge mithilfe des Peer Review-Verfahrens überprüft, bevor entschieden wird, ob ein Beitrag angenommen wird. Deshalb notieren die Wissenschaftler in diesem, aber auch in anderen geisteswissenschaftlichen Fachgebieten, in ihren Publikationslisten noch einmal gesondert, ob der Beitrag peer reviewed wurde – eine Methode, die in manchen naturwissenschaftlichen Gebieten völlig undenkbar wäre. Das heißt natürlich nicht, dass in den Geisteswissenschaften beziehungsweise in nicht peer reviewed Veröffentlichungen generell keine Form der Qualitätskontrolle existiert. Hier sind es die Herausgeber und Mitherausgeber der Zeitschrift, des Bandes oder der Monographie, die über die fachliche und stilistische Qualität des Beitrags entscheiden. Das hat den Vorteil, dass der Herausgeber eine bessere Kontrolle über die Inhalte hat und dass die Homogenität besser gewahrt werden kann. Da es sich beim Herausgeber und den Mitherausgebern meist selbst um führende Wissenschaftler der Fachrichtung handelt, ist diese Art der Qualitätskontrolle tatsächlich vergleichbar mit dem Peer Review. Allerdings ist die Objektivität dieses Verfahrens fragwürdig, sodass die Gefahr besteht, dass nur Publikationen mit einseitigen Inhalten veröffentlicht werden und Gegenstimmen gar nicht erst an die Öffentlichkeit dringen. Diese Gefahr ist auch durch das Peer Review nicht ganz gebannt, denn: „Wer die Geschichte der

geistigen Auseinandersetzungen in Deutschland betrachtet, wird schnell erkennen, dass der Disput über Qualität immer auch Teil der Auseinandersetzungen über Geltungsansprüche war“ (Schmidt-Glitzner, Helwig 2010, S. 78). Wichtig wäre auch hier, wie in allen Wissenschaften, die Publikation nicht nach dem Stellenwert des Autors zu beurteilen – was leider oft der Fall ist – sondern bestimmte Kriterien als Maßgabe zu nehmen. Helwig Schmidt-Glitzner nennt in diesem Zusammenhang die Neuigkeit, die Professionalität, die Verständlichkeit, die Reflexivität, die Referentialität und den Adressatenbezug [11]. Dass diese Kriterien nicht immer zur Genüge überprüft werden, zeigen die geteilten Meinungen der Studienteilnehmer zu der traditionellen Qualitätssicherung. Auch wenn einige sagen, dass die Qualitätskontrolle von Open Access-Publikationen geringer ist als die der traditionellen Veröffentlichungen, so ist dennoch zu erkennen, dass auch in Bezug auf die herkömmlichen Kontrollen einiges Misstrauen gehegt wird. Auch hier seien oft erhebliche Mängel auszumachen.

In der Diskussion um Open Access wird auch oft vorgeschlagen, die gesamte Wissenschaftsgemeinschaft als Peer anzusehen und somit die interessierten wissenschaftlichen Leser mithilfe der Möglichkeiten des Web 2.0 den Beitrag direkt am Ort der Publikation bewerten zu lassen. Möglich wäre dies etwa durch eine Kommentarfunktion direkt unter dem Beitrag oder durch Bewertungskennzahlen. Bei den Geisteswissenschaften ist dies jedoch schwierig, da es ein richtig oder falsch hier kaum geben kann. Natürlich können die Inhalte fehlerhaft recherchiert sein oder formal nicht dem wissenschaftlichen Anspruch genügen, generell handelt es sich hier jedoch bei Forschungsergebnissen vor allem in der Literaturwissenschaft vorrangig um die Herstellung von inter- und intratextuellen Bezügen inklusive diesbezüglicher Meinungen und Deutungen, die nicht einfach negiert werden können. Außerdem hat die anonyme Bewertung durch Nutzer mit zumeist chiffrierten Nutzernamen den Nachteil, dass Kritiken nicht exakt zugeschrieben werden können. Zwar zeigten sich alle Teilnehmer der Studie bezüglich des Begriffs Autor sehr liberal, sodass jeder, dem ein bestimmter Text zugeschrieben werden kann – egal ob dieser digital oder in Printform vorliegt –, als Autor angesehen wird, dennoch wird die anonyme Publikationskultur des Netzes eher kritisch gesehen. Kommentare könnten gegebenenfalls nicht ernst genommen werden, sofern der Kommentator durch eine uneindeutige Namenswahl nicht als Autor anerkannt würde.

5.5 Über „Halbwertszeiten“ und internationale Verbreitung

Bereits besprochen wurde auch die sogenannte Halbwertszeit geisteswissenschaftlicher Publikationen, die erheblich höher ist als die der naturwissenschaftlichen. Daraus leiten viele, die zum Open Access-Diskurs publizieren, ab, dass die zeitnahe Publikation verfasster Texte in den Geisteswissenschaften nicht so wichtig sei, wie in den Naturwissenschaften. Jedoch sind „Sichtbarkeit und unmittelbare Verfügbarkeit einer wissenschaftlichen Publikation [...] Kriterien, die für einen Geisteswissenschaftler nicht weniger notwendig sind als für den Physiker, Chemiker oder Maschinenbauer“ (Landes, Lilian 2002, S. 27). Gerade für Nachwuchswissenschaftler bietet Open Access die Möglichkeit, schon vor der Veröffentlichung der Dissertation andere Texte zu publizieren, auch wenn Verlage diese nicht annehmen wollen. Sie können sich dadurch schon sehr früh in Forschungsdiskurse einbringen. Das ist nicht nur hilfreich für Doktoranden, es kann auch für jüngere Studierende anregend wirken, da gerade diese bisher von der tatsächlichen Forschung weitgehend ausgeschlossen sind. Wissenschaftliche Arbeiten werden im Studium derzeit hauptsächlich verfasst, um die entsprechende Bewertung zu erhalten, nicht aber, um sie danach zu veröffentlichen und tatsächlich am wissenschaftlichen Leben teilzuhaben – Open Access könnte dies ändern. Weiterhin kann auf Open Access-Beiträge von überall zugegriffen werden, vorausgesetzt, dass die technische Infrastruktur dafür vorhanden ist. Die internationale Verbreitung mag in bestimmten Fachgebieten wichtiger sein, als in anderen, die generelle Aussage, dass *die* Geisteswissenschaftler keinen so großen Wert auf die weltweite Verbreitung ihrer Beiträge legen, ist aber schlichtweg falsch. Auch in den Geisteswissenschaften gibt es gewisse Hochburgen für bestimmte Fachgebiete. Das heißt aber nicht, dass Wissenschaftler aus anderen Ländern nicht auch Interesse an den entsprechenden Publikationen hätten, wie auch die Ergebnisse dieser Studie zeigten. Oft ist hier aber genau die Form der Printpublikation eine der Barrieren an der die ausländischen Wissenschaftler scheitern. Man kann nicht davon ausgehen, dass etwa alle deutschen Fachzeitschriften im Bereich der Germanistik auch in Südafrika bezogen werden können. Genau an dieser Stelle wäre Open Access das Mittel der Wahl, um die internationale Forschung voranzutreiben.

Als eine andere Barriere wird oft die Sprache angesehen. Meist wird davon ausgegangen, dass in der Landessprache verfasste Texte lediglich für Leser des gleichen Sprachraums gedacht sind. Gerade in den Literaturwissenschaften ist dies jedoch ein Vorurteil. Stattdessen gehen Wissenschaftler dieser Fachrichtung eher davon aus, dass wer – egal wo auf der Welt – eine bestimmte Literaturwissenschaft studieren will, auch diese Sprache beherrschen muss.

Trotzdem hat die Befragung der Professorinnen und Professoren ergeben, dass sie Fachtexte in anderen Sprachen sowohl lesen als auch publizieren, teilweise explizit mit dem Ziel, ihren Forschungsbereich auch international zu stärken. Die mehrsprachige Rezeption ist wichtig, da es einige Texte gibt, die in anderen Sprachen verfasst wurden und einen wesentlichen Einfluss auf das Fachgebiet hatten. Kurioserweise setzt es sich gerade in der US-Amerikanischen Germanistik immer mehr durch, mit den Übersetzungen der deutschen Originaltexte zu arbeiten, sodass Studierende und angehende Germanisten der deutschen Sprache nicht mehr zwingend mächtig sind. Umso wichtiger wäre hier eine internationale Verbreitung der originalsprachlichen Texte über freie Zugangsmöglichkeiten, wenn die Verlagswelt diese Branche nicht mehr bedient. Immerhin sind die belletristischen Texte selbst – die Romane, die Gedichtbände, Dramen et cetera – die Primärdaten der Literaturwissenschaftler und „[e]ine geisteswissenschaftliche Arbeit ist in der Regel ohne Kenntnis von und Einsicht in die Primärquellen nicht angemessen rezipierbar!“ (Gradmann, Stefan 2007, S. 173).

5.6 Das Problem der Primärdaten

Genau diesbezüglich gibt es ein Problem, das in dem Kontext eher selten formuliert wird. In der wissenschaftlichen Praxis wird es immer wichtiger, nicht nur die Fachartikel als Ergebnisse der Forschung zugänglich zu machen, sondern eben auch die Primärdaten, aus denen diese gewonnen wurden. Im naturwissenschaftlichen Bereich handelt es sich dabei vor allem um Messdaten, die mithilfe von Tabellen oder Grafiken kenntlich gemacht werden können. In den Sozialwissenschaften können die Ergebnisse der Befragungen veröffentlicht werden – gegebenenfalls nach angemessener Anonymisierung. Solche Daten kann man problemlos auch Open Access veröffentlichen. Die Publikation im Netz ermöglicht dabei sogar Verlinkungen zwischen den Primärdaten und den Ergebnisdaten, die so in Printform nicht möglich sind. In der Literaturwissenschaft müssen aber wie gesagt nicht nur die Fachtexte, auf die ein neuer Beitrag referenziert, sondern vor allem auch die belletristischen Texte, mit denen er sich beschäftigt, als Primärdaten angesehen werden. Soll das heißen, dass nun jedes Buch, das jemals Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung – nicht nur im literaturwissenschaftlichen, sondern vielleicht auch im kultur- oder sprachwissenschaftlichen Bereich sowie anderen Bereichen – war, kostenlos und frei zugänglich im Netz zur Verfügung gestellt werden sollte? Die Ergebnisse der Befragung waren diesbezüglich zwiespältig. Generell wurde der Open Access-Publikation von urheberrechtlich nicht mehr relevanten Texten zugestimmt. Neuere Texte dergestalt zu veröffentlichen, halten jedoch nur wenige

Teilnehmer für sinnvoll. Alle scheinen sich der Konsequenzen eines solchen Angebots bewusst zu sein: Es hätte nicht nur eine starke Auswirkung auf die Wissenschaftsverlage, sondern eben auch auf die Verlage von Unterhaltungsliteratur. Zwar ist zu vermuten, dass Leser weiterhin lieber zum Verlagsexemplar greifen als sich ein ganzes Buch selbst auszudrucken, allerdings könnten PDF-taugliche e-Book-Reader hier für viele der Schlüssel zur kostengünstigeren Rezeption sein. Eine Überlegung wäre also, die Open Access-Bereitstellung dieser Art von Primärdaten auf Wissenschaftler zu beschränken. Hier stellt sich aber die Frage der Realisierung. Jeder Wissenschaftler könnte dafür registriert und mit Passwörtern versehen werden. So etwas hält aber nur ein sehr kleiner Teil der Befragten für sinnvoll. Im Hochschulbereich wäre es möglich, den Zugriff für die gesamte Institution zu lizenzieren, sodass alle Studierenden, Mitarbeiter und Dozenten den Dienst nutzen könnten. Dabei wäre es das einfachste, wenn die Verlage – ähnlich wie das Pflichtexemplar eines jeden verlegten Buches, das zur Deutschen Nationalbibliothek geht – auch ein Exemplar in digitaler Form für den wissenschaftlichen Gebrauch freigeben. Dennoch ist davon auszugehen, dass die Verlage dadurch mit enormen Einbußen rechnen müssten. Ihre Mitarbeit ist daher sehr fragwürdig. Eher wären es die Bibliotheken oder extra für den Zweck entstandene Arbeitsgruppen, die ihre Exemplare retrodigitalisieren. So geschieht es derzeit zum Beispiel beim Projekt Gutenberg-DE. Es „enthält über 5500 Romane, Erzählungen, Novellen, Dramen, Gedichte und Sachbücher in deutscher Sprache von über 1100 Autoren [...]. Das Projekt ist in weit über 200.000 meist unbezahlten Arbeitsstunden entstanden, wovon die meisten vom Projektteam erbracht wurden“ (Projekt Gutenberg-DE 2011). Dort werden Texte digitalisiert, deren Autor und gegebenenfalls Übersetzer bereits seit mehr als 70 Jahren verstorben ist. Das Urheberrecht spielt hier also keine Rolle mehr. Viele Literaturwissenschaftler nutzen solcherart Dienste vor allem zur Recherche in Form von Stichwortsuchen et cetera. Auch können hier Texte aufgefunden werden, die möglicherweise im Handel vergriffen und in den umgebenden Bibliotheken nicht vorhanden oder verliehen sind. Für Wissenschaftler, die sich mit neueren Texten beschäftigen, birgt dies aber kaum eine Arbeitserleichterung. Womöglich ist auch daher noch vor allem die Suche in Bibliotheken und Fachzeitschriften populär. Natürlich wird von den Teilnehmern auch das Internet zur Recherche benutzt. Fachportale liefern Fachartikel zu bestimmten Themen. Beim Themenbereich der älteren Deutschen Literatur wird auch das vorgestellte Projekt Gutenberg-DE genutzt. Generell greifen die Professoren und Professorinnen aber lieber auf die gedruckte Verlagsausgabe zurück. Hier zeigt sich die ausgeprägte Affinität der Befragten zum materiell fassbaren Buch, das man in die Hand nehmen kann, das sicher im Bücherregal verwahrt werden kann – mit einer sehr

geringen Wahrscheinlichkeit des Datenverlustes – und in dem man problemlos Anstreichungen und Markierungen machen sowie Kommentare setzen kann.

Theoretisch würde für sie die digitale Bereitstellung neuerer Texte einen erheblichen Mehrwert in der Recherche und Analyse bedeuten. Bei den Interviews kam jedoch auch die Skepsis gegenüber dem Internet zutage, welche auch darin besteht, dass Texte zwar schneller gefunden und besser durchsucht werden können, dafür aber oft weniger gründlich rezipiert werden, sodass der technische Zugang zur Information zwar erleichtert wird, der intellektuelle Zugang sich jedoch eher verschlechtert. Außerdem werden hier und in der Diskussion um Open Access allgemein viele Geisteswissenschaftler urheberrechtliche Probleme erkennen.

5.7 Open Access und Urheberrecht

Gerade Literaturwissenschaftler stehen durch ihre Forschungstätigkeit den Autoren auch nichtwissenschaftlicher Literatur, die mit der Publikation ihrer Werke ihren Lebensunterhalt verdienen, oder zumindest auch teilweise von den Erträgen abhängig sind, besonders nahe. Allerdings ist die eigentliche Kenntnis des Urheberrechts nicht sehr stark verbreitet, sodass oft vermutet wird, Open Access würde gegen das Urheberrecht verstoßen. Das Gegenteil ist der Fall. Das Urheberrecht besteht, wie gesagt, im Wesentlichen aus dem Urheberpersönlichkeitsrechten und dem Verwertungsrecht. Ersteres meint vor allem „das Recht zu bestimmen, ob und wie sein Werk zu veröffentlichen ist“, „das Recht auf Anerkennung seiner Urheberschaft am Werk“ und „das Recht, eine Entstellung oder eine andere Beeinträchtigung seines Werkes zu verbieten, die geeignet ist, seine berechtigten geistigen oder persönlichen Interessen am Werk zu gefährden“ (Fechner, Frank / Mayer, Johannes 2010, S. 8). Diese Rechte hat der Autor inne in dem Moment, in dem er ein Werk verfasst hat. Er kann sie nicht abgeben und sie können ihm auch nicht genommen werden. Natürlich besteht die theoretische Möglichkeit, gegen diese Rechte zu verstoßen, etwa, wenn bei der Veröffentlichung kein oder ein falscher Name für den Urheber ausgewiesen wird. Weiterhin gibt es das sogenannte Verwertungsrecht, von welchem der Urheber Nutzungsrechte abgeben kann. Dazu gehört unter anderem die Vervielfältigung und die Verbreitung. Daher ist jede Kopie eines Werkes – sei es in digitaler oder Printform – urheberrechtlich von Belang. Das heißt auch, dass im Falle einer Open Access Publikation gewährleistet sein muss, dass die Texte nicht nur einmalig öffentlich zugänglich gemacht werden dürfen, sondern eben auch von jedem Nutzer vervielfältigt werden dürfen. Immerhin wird das Werk allein beim Download einer Datei mindestens einmal kopiert. Gegebenenfalls

wird sie noch in einen Zwischenspeicher gesichert, auf den USB-Stick gezogen et cetera. All das sind Handlungen, die gestattet werden müssen. Sie gelten auch, wenn Werke im Internet publiziert werden. Entsprechende Lizenzierungsmöglichkeiten sind allerdings noch nicht genügend bekannt. Vermutlich ist dies auch der Grund, warum viele Wissenschaftler meinen, Open Access würde die Möglichkeit eines Plagiats erhöhen. So waren fast die Hälfte der in der von Nicole Henschel durchgeführten Studie befragten Wissenschaftler aus der Philosophischen Fakultät II der Meinung, dass Open Access-Publikationen urheberrechtlich schlechter geschützt seien. Bei den Befragten aus den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultäten waren es dagegen nur 21 bis 28 Prozent. Weiterhin wird oft davon ausgegangen, dass Plagiate um so leichter durchzuführen sind, je einfacher die Methode ist. Digitale Texte können normalerweise mit bekannten Tastenkombinationen innerhalb von Sekunden in den eigenen Text integriert werden, Texte aus Printmedien müssten dagegen erst mühsam abgetippt werden. Vermutlich stimmen deshalb auch neun der Professoren und Professorinnen für Deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin zu, dass die Wahrscheinlichkeit einer Urheberrechtsverletzung durch Open Access-Publikationen steige. Einer der beiden Teilnehmer mit der gegenteiligen Meinung argumentiert, dass sich Plagiate digital zugänglicher Texte auch erheblich leichter nachweisen lassen. Tatsächlich gibt es im Hochschulbereich bereits Software zum Abgleich der abgegebenen Abschlussarbeiten mit den im Netz befindlichen Texten. Die genaue Verfahrensweise kann und soll hier nicht näher erörtert werden, aber allein die Tatsache zeigt, dass dieses Problem längst erkannt und die Bekämpfung bereits im Gange ist. Plagiate von Printtexten kann man jedoch nur etwa durch Unstimmigkeiten im Textfluss erkennen, oder wenn der plagierte Text bereits rezipiert wurde und noch im Gedächtnis ist. Und selbst in diesem Fall muss er auch erst wieder aufgefunden werden, um den Verstoß zu beweisen. Der digitale Nachweis kann zwar praktisch gesehen schneller realisiert werden, aber auch nur, wenn das Werk langfristig im Internet zugänglich ist. Oft sind Links, die in wissenschaftlichen Arbeiten als Quelle angegeben werden bereits nach wenigen Monaten oder Jahren nicht mehr erreichbar. Der berühmte Fehler 404 zeigt dann, dass die Datei von dem entsprechenden Ort entfernt wurde und nicht mehr zugänglich ist. Das hängt oft etwa mit verändertem Content Management, mit Serverproblemen oder einfach mit der Willkür bestimmter Webseitenbetreiber zusammen und kann bei guter Praxis – etwa durch die Nutzung sogenannter Persistent Identifiers – verhindert werden.

5.8 Zweifel an der Langzeitarchivierung – und deren Folgen

Trotzdem zweifeln Geisteswissenschaftler an der Sicherheit der Daten im Netz. Sie sehen die Langzeitarchivierung ihrer Publikationen gefährdet. Auch von den in dieser Studie Befragten teilt die Mehrheit diese Meinung. Bei Literaturwissenschaftlern mag dies besonders der Fall sein, da in diesem Bereich ja kaum Gegenbeispiele in Form gut gewarteter und zertifizierter Dokumentenserver bekannt sind. De facto gibt es keine in Deutschland verlegte Open Access-Zeitschrift im germanistischen Themenbereich. Auch andere literaturwissenschaftliche Fächer sind hier eher selten vertreten, wie bereits gezeigt wurde. Übergreifende Suchportale wie Open DOAR und DOAJ, aber auch OAIster sind den Teilnehmern der Studie generell nicht bekannt. Das Medium Internet wird von ihnen bisher zwar durchaus für die Suche nach Fachliteratur genutzt, jedoch kaum als professionelle Publikationsmöglichkeit akzeptiert. Autoren von online-Publikationen müssen um ihre gute Reputation im Kollegium fürchten. Dies führt dazu, dass Wissenschaftler Internetquellen im Allgemeinen und Open Access-Literatur im Speziellen seltener zitieren und bibliografisch nachweisen, was auch dem Eindruck der befragten Literaturwissenschaftler entspricht. Ein weiterer Ausbau germanistischer Publikationen im Open Access-Bereich wird dadurch unmöglich gemacht, denn aus Angst um die Reputation werden Wissenschaftler weiterhin von dieser Möglichkeit absehen. Dadurch kann sich eine Open Access-Publikationskultur im Bereich der Literaturwissenschaften gar nicht erst entwickeln. Die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen dieses Fachbereichs stagnieren sozusagen in ihrer derzeitigen Publikationskultur. Ein Ausbruch erscheint zum momentanen Zeitpunkt nicht möglich. Eher eine langsame Entwicklung zur Digitalisierung des gesamten Publikationsvorgangs, der erst viel später ein Interesse an kostenlos zugänglichen Publikationen folgen kann. Herkömmliche Verlage werden also zunächst weiterhin den Publikationsmarkt bestimmen, auch wenn Open Access hier erhebliche Vorteile bringen könnte. Der wesentlichste Grund hierfür ist wohl das Unwissen der Geisteswissenschaftler bezüglich ihrer eigenen Möglichkeiten. Es ist ein eher marginaler Fakt, dass nur wenige der Befragten über die wichtigsten Open Access-Erklärungen Bescheid wissen. Viel wichtiger ist, dass der edoc-Server der Humboldt-Universität zu Berlin so gut wie nicht bekannt ist, selbst nicht unter den Befragten, von denen Texte darauf zu finden sind. Der edoc-Server wäre der Anlaufpunkt für jeden Mitarbeiter der HU aktiv und mit relativ wenig Aufwand Open Access zu publizieren. Obwohl die Open Access-Diskussion an der HU durchaus sehr stark vertreten ist, ist sie offenbar nur wenigen bekannt. Bemerkenswert sind die Ergebnisse der Befragung auch, weil im Jahr 2009 einige

der Veranstaltungen der Open Access-Week im selben Institut stattgefunden haben, in der die befragten Professorinnen und Professoren lehren. Auch damals wurde eingehend auf die Möglichkeiten der Open Access-Publikation an der HU eingegangen. Jedoch ist dies offensichtlich nicht sehr weit vorgedrungen. Es besteht also ein starker Handlungsbedarf seitens der HU bestehende Informationsveranstaltungen stärker zu bewerben und kurze Informationen etwa in Form von Flyern oder Leitfäden zu verteilen. Diese könnten auch rezipiert werden, wenn keine Zeit für den Besuch einer zeitaufwändigeren Veranstaltung gefunden werden kann. Neue Mitarbeiter könnten entsprechend geschult werden oder wenigstens mit Informationsmaterial über Open Access versorgt werden. Durch das Gespräch mit den Kollegen würden so auch dienstältere Mitarbeiter von den neuen Entwicklungen erfahren. Weiterhin sollten auch die studentischen Mitarbeiter ihre Professoren und Professorinnen stärker darauf aufmerksam machen, woher sie die erbetenen Texte und Materialien bekommen haben. Es ist hilfreich, wenn den Lehrstuhlinhabern bewusst wird, wie viel der tatsächlich hochqualitativen Fachliteratur bereits kostenlos im Internet vorhanden und leicht zugänglich ist. Die gleiche Aufgabe kommt natürlich auch den Bibliotheken zu.

6 Ausblick

6.1 Methoden zur inhaltlichen und urheberrechtlichen Sicherung der Publikationen

Auf der Basis der bisherigen Schilderungen wird klar, woher die Vorbehalte von Geisteswissenschaftlern und besonders Literaturwissenschaftlern gegenüber Open Access stammen. Zum einen gehen sie aus dem starren System der derzeitigen Publikationspraxis im germanistischen Bereich, zum anderen aber auch aus der Unwissenheit über bereits existierende Sicherungssysteme hervor. Solche Sicherungssysteme beziehen sich auf vielerlei Problematiken des digitalen Publizierens. Über die Sicherung der Langzeitarchivierung sowie der Qualität der Digitalisate wurde bereits im Zusammenhang mit dem sogenannten DINI-Zertifikat gesprochen. Doch es gibt noch weitere Projekte, die sich mit dieser Problematik beschäftigen. Nach dem Grundsatz: „Lots Of Copies Keep Stuff Save“ arbeitet das sogenannte LOCKSS-Projekt, das in den USA entwickelt wurde und nun auch in Form eines kooperativen Projektes am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin ansässig ist. Die Idee dahinter besteht darin, digitale Inhalte zu dauerhaft zu speichern, indem mindestens sieben Kopien davon auf voneinander verschiedenen Servern, den sogenannten LOCKSS-Boxen, zumeist an unterschiedlichen Institutionen gespeichert werden. Ändert sich der Bitstrom eines Inhaltes auf LOCKSS-Box A, so wird dies vom Servernetzwerk notiert und eine Kopie des noch intakten Inhalts von einer anderen Box auf die Box A übertragen, ohne die veränderte Form zu löschen. Somit kann sichergestellt werden, dass die archivierten Inhalte vor dem Verfall ihrer Bitströme geschützt werden und auch die physische Beeinträchtigung eines oder mehrerer LOCKSS-Boxen, etwa durch einen Brand, durch Naturkatastrophen oder von Menschen verursachte Schäden bedeutet keinen Datenverlust mehr – sofern nicht alle am Netzwerk beteiligten Institutionen gleichzeitig betroffen sind, was durch die im LOCKSS-Prinzip vorgegebene räumliche Trennung sehr unwahrscheinlich ist. Außerdem werden die Dokumente durch sogenannte On the Fly-Migration an neue Softwareentwicklungen angepasst um stets die Lesbarkeit zu gewährleisten [12].

Weitere Entwicklungen gibt es etwa im Bereich der Sicherung der Urheberrechte. Die nichtkommerzielle Organisation Creative Commons [13] arbeitet zum Beispiel an der Formulierung von Lizenzen sowohl für den Wissenschafts-, als auch für den Privatbereich.

Gerade im Musik-, Video-, und Fotobereich wird heute viel von Privatanutzern produziert und auch im Internet zugänglich gemacht. Daher versucht Creative Commons, die Lizenzen so verständlich wie möglich zu formulieren. Zunächst geschieht dies mithilfe der Icons, mit denen jeder Nutzer seine Werke versehen kann, dann gibt es eine kurze Formulierung zur Erklärung dieser Icons aber auch eine ausführliche und dennoch allgemeinverständliche Formulierung des rechtsverbindlichen Lizenzvertrages. Tatsächlich schließt jeder Urheber, der sein Werk mit einer Creative Commons-Lizenz versieht automatisch einen Vertrag ab mit jeder anderen Person, die das Werk nutzen will. Die Namensnennung ist dabei verbindlich, sodass das Recht auf Anerkennung der Urheberschaft jederzeit gewahrt wird. Ob der Nutzer das Werk dann kommerziell gebrauchen oder ob er es verändern oder zur Erstellung neuer Werke verwenden darf sowie weitere Besonderheiten können dann näher definiert werden. Damit bietet Creative Commons gegenüber herkömmlichen Verlagsverträgen den Vorteil, dass der Urheber sehr viel mehr Freiheiten hat, zu bestimmen, was mit seinem Werk später passieren darf und was nicht. Der Lizenzvertrag ist dabei genauso rechtsverbindlich, wie ein entsprechendes schriftlich aufgesetztes und von beiden Beteiligten unterschriebenes Dokument.

6.2 Digital Humanities und Digitale Bibliotheken

All diese Entwicklungen ermöglichen eine hohe technische und urheberrechtliche Sicherheit beim online-Publizieren. Sie werden damit auch immer wichtiger für sogenannte Digital Humanities-Projekte, also Projekte, die die traditionellen Geisteswissenschaften mit elektronischen Mitteln revolutionieren.

„Durch den Einsatz computergestützter Methoden soll einerseits der Zugang zum Untersuchungsgegenstand – Artefakten menschlicher Kultur, wie z.B. literarischen Texten, Kunstwerken, historischen Dokumenten – verbreitert und demokratisiert werden, und zum anderen eine neue wissenschaftliche Perspektive entstehen“ (Puschmann, Cornelius 2009).

Durch die Verlinkungs- und Bearbeitungsmöglichkeiten des Internets können Geisteswissenschaftler mit ihren Forschungsmaterialien in völlig neuer Weise umgehen. Es können Verknüpfungen erstellt werden von Artefakten, die für den Forscher zuvor gar nicht zugänglich waren. Texte können miteinander in Beziehung gesetzt werden, um gemeinsame Aspekte hervorzuheben. Und nicht zuletzt bleibt auch der Vorteil des weltweiten Zugangs der Digitalisate von sonst beschränkt einsehbaren Werken – sei letzteres durch die tatsächliche Seltenheit der Textdrucke oder durch die lediglich partielle Verbreitung der Publikation

verursacht. Das inzwischen sehr stark ausgebaute Netzwerk solcher Projekte und Institutionen beweist, dass das Arbeiten mit digitalen Texten und rechnerbasierten Tools auch in den Geisteswissenschaften schon längst richtungsweisend ist. Über 120 solcher sogenannten Digital Humanities Centers oder Digital Humanities Organisations listet das centerNet Netzwerk [14] auf. In Deutschland koordiniert unter anderem das Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften [15] zahlreiche Projekte, die gesicherte digitale Daten zu geisteswissenschaftlichen Themen bereitstellen. Darunter befindet sich auch DeutschDiacronDigital – ein Projekt, was unter anderem auch von der Humboldt-Universität zu Berlin gefördert wird. Hier sollen die „ständige Verfügbarkeit im Internet“, „optimale Suchmöglichkeiten (auch innerhalb der Texte)“, „komplexe Datenbankabfragen“, „linguistische und literaturwissenschaftliche Annotation“, „Vernetzung der einzelnen Texte untereinander“ und die „individuelle Anpassung der Optionen an den jeweiligen Nutzer“ für deutschsprachige Texte vom neunten bis zum 19. Jahrhundert ermöglicht werden (DeutschDiacronDigital 2011). Eine solche Vielfalt der Bearbeitungsmöglichkeiten ist insofern wichtig, da die Bereitstellung von Texten im Internet nicht nur einen Ersatz oder ein Duplikat zu herkömmlichen Publikationsformen darstellt, sondern auch einen Mehrwert schaffen sollte – etwa die erweiterten Bearbeitungsmöglichkeiten, die das Internet bietet. Außerdem können bisher noch voneinander unabhängig agierende Datenbanken, Digitale Bibliotheken und virtuelle Forschungsumgebungen miteinander verknüpft werden, um somit einen weitaus größeren Wissensgewinn zu ermöglichen. Nicht nur die Suche von Materialien könnte dadurch erleichtert werden – virtuelle Forschungsumgebungen streben auch immer mehr an, individuelle Benutzeroberflächen zu schaffen, in denen jeder Nutzer sich sein eigenes Netzwerk aus für ihn bedeutsamen Objekten und deren Relationen erstellen kann. Wichtige Bereiche – sei es in Form von Textstellen, Bildausschnitten, Skulpturansichten et cetera – können mithilfe moderner Auszeichnungssprachen gekennzeichnet werden, um sie besser vergleichbar zu machen. Anmerkungen können gemacht und gespeichert werden, Kommentare anderer Nutzer können in die eigenen Arbeitsoberflächen integriert werden – all das ist mehr als nur Zukunftsmusik.

6.3 Themenbezogene Portale und übergreifende Suche

Allerdings bringen diese neuen Strukturen nur dann einen Fortschritt, wenn sie auch von allen Wissenschaftlern genutzt werden. Wenn die Wissenschaftler keine Möglichkeit sehen, aus

den alten Publikationssystemen auszubrechen, werden sie Open Access-Systeme auch weiterhin nicht nutzen. Nur dann, wenn Open Access-Publikationen im Vergleich zur traditionellen Printpublikation als gleichwertig oder sogar höherwertig angesehen werden, kann auch im Bereich der Literaturwissenschaft ein entsprechender Paradigmenwechsel geschehen. Daher ist es notwendig, dass namhafte Institutionen den ersten Schritt machen. Das sogenannte Goethezeitportal geht dabei mit gutem Beispiel voran. Es wurde im Jahr 2002 am Institut für Deutsche Philologie der Ludwig-Maximilians-Universität München entwickelt und beinhaltet nicht nur wertvolle als sicher angesehene Informationen über Goethe und seine Zeitgenossen, sondern auch zahlreiche kostenlos zugängliche Forschungsartikel zu diesem Thema.



Abbildung 6: Das Goethezeitportal mit zahlreichen Nutzungsmöglichkeiten (Goethezeitportal 2011)

Inzwischen ist der eingetragene Verein Goethezeitportal e.V. verantwortlich für die Aktualisierung und Qualitätssicherung der Seite und deren Inhalte. Interessanterweise scheint dieses Portal auch unter den Befragten der Studie als zuverlässige Quelle akzeptiert zu sein, obwohl der Haftungsausschluss auf der Webseite eindeutig sagt:

„Der Autor übernimmt keinerlei Gewähr für die Aktualität, Korrektheit, Vollständigkeit oder Qualität der bereitgestellten Informationen. [...] Der Autor behält es sich ausdrücklich vor, Teile der Seiten oder das gesamte Angebot ohne gesonderte Ankündigung zu verändern, zu ergänzen, zu löschen oder die Veröffentlichung zeitweise oder endgültig einzustellen“ (Goethezeitportal 2011).

In Kombination mit einer gesicherten Finanzierung und einer Zertifizierung wäre dieser Dienst umso wertvoller. Aber auch durch seine gute Reputation ist das Goethezeitportal schon jetzt ein gutes Beispiel dafür, dass Open Access auch im Bereich der Literaturwissenschaften sinnvoll und durchführbar ist. Hinzu kommt, dass das Goethezeitportal auch Veranstaltungshinweise bietet, sowie ein Diskussionsforum und einen Newsletterdienst, der den Nutzern eine aktive Beschäftigung mit der Thematik ermöglicht. Damit ist das

Goethezeitportal mehr als nur ein Repositorium für Texte, es richtet sich an Wissenschaftler genauso wie an die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit. Und es bietet zahlreiche Links zu weiteren Organisationen, die sowohl wissenschaftliche als auch urheberrechtlich nicht mehr geschützte belletristische Texte in guter Qualität digital aufbereiten.

Ein ähnliches Ziel wie das Goethezeitportal hat auch Perseus [16]. Hier sind es Texte aus der greco-romanischen Zeit sowie Fachbeiträge über eben jene Texte, die via Internet zugänglich gemacht werden. Die Frage des Urheberrechts ist hier weniger von Bedeutung, da dies zumeist schon abgelaufen ist. Bezüglich der Sekundärliteratur ist zu vermuten, dass die Autoren sich durchaus über den enormen Wert des Portals bezüglich Studien der Klassik bewusst sind. Daher ist das Portal auch ein bereits anerkannter Ort für Publikationen zu dieser Thematik. Das wird auch dadurch begünstigt, da es sich bei dem Träger des Projekts um die renommierte Tufts University in Massachusetts handelt. Dadurch erscheint es vielen Geisteswissenschaftlern vermutlich glaubwürdiger als Projekte privater Unternehmen. Ähnlich verhält es sich mit der Europeana [17]. Hier sind es etwa 1500 Institutionen, darunter Museen, Archive und Bibliotheken, die ihre Objekte unter bestimmten qualitativen Maßgaben digitalisieren und mithilfe größerer, akkumulierender Organisationen in das Portal einfügen. Das Projekt wächst ständig weiter und damit auch sein Bekanntheitsgrad. Insbesondere für Geisteswissenschaftler tun sich hier völlig neue Möglichkeiten auf. Statt sich auf die wenigen Ihnen in Printform zugänglichen Dokumente zu beschränken, können sie durch Europeana auf den Gesamtbesitz aller teilnehmenden Institutionen zugreifen – sobald die Digitalisierung und Eingliederung abgeschlossen ist. Für moderne und wissenschaftliche Texte hingegen wurde ein Projekt entwickelt, das beweist, dass Open Access sich nicht auf kleine Formate beschränken muss und sich auch für die Geisteswissenschaften lohnt. OAPEN – Open Access Publishing in European Networks [18] ist ein europäisches Projekt, dessen Partner sich aus verschiedenen Universitäten und Universitätsverlagen Europas zusammensetzen. Es agiert vorrangig im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften und befasst sich mit der Open Access-Publikation von Monografien aus diesem Bereich. Diese werden von den Universitätsverlagen an die Projektmitarbeiter übersandt und in das OAPEN-Netzwerk eingepflegt, sofern sie die notwendigen Kriterien erfüllen. Dazu gehört, dass sie in Form von PDFs oder PDF/As eingereicht werden müssen, dass die Qualität und Dateigröße den Standards entsprechen, dass die Datei volltextdurchsuchbar ist, dass die Metadaten mit dem Dublin-Core-Standard vereinbar sind und dass die Texte bereits auf dem eigenen Server vorhanden und die urheberrechtlichen Aspekte geklärt sind. Was hier für Publikationen aus

Universitätsverlagen getan wird, kann ohne Probleme auch von anderen Verlagen übernommen werden. Das Projekt beweist, dass die Form einer Monografie zumindest rein technisch keinerlei Problem darstellt, wenn es um Open Access-Bereitstellung geht. Allerdings besteht dennoch eine Schwierigkeit in Bezug auf die strengen Kriterien, die von OAPEN entwickelt wurden: Hier werden nur Texte angenommen, die den Prozess des Peer Review durchlaufen haben. Wie bereits gesagt wurde, werden literaturwissenschaftliche Publikationen in Deutschland normalerweise mithilfe anderer Maßnahmen auf ihre Qualität geprüft. Es ist unwahrscheinlich, dass diese lang erprobte Praxis nun zugunsten der Open Access-Publikationen aufgegeben werden wird. Eher wird dies ein weiterer Grund der Abschreckung für literaturwissenschaftliche Verlage sein.

7 Fazit

Der zuletzt im Ausblick geschilderte Punkt macht eines sehr deutlich: Open Access für die Literaturwissenschaften und für die Geisteswissenschaften im Allgemeinen ist weniger ein technisches Problem als vielmehr ein kommunikatives. Dieses Publikationsmodell, das in einer Bottom-Up-Bewegung von Wissenschaftlern naturwissenschaftlicher Bereiche selbst verlangt und inzwischen gut durchgesetzt wurde, soll nun in einer Top-Down-Bewegung auch für die Literaturwissenschaft beziehungsweise für alle Geistes- und Sozialwissenschaften geltend gemacht werden. Analysen, die von den Modellen der Naturwissenschaften ausgehen, bilden die Grundlage der Open Access-Publikationskultur. Daher wird auch davon ausgegangen, dass die Geisteswissenschaften, sofern sie sich in Richtung Open Access bewegen wollen, dem gleichen Modell folgen müssen. Dies kann nur den Unmut und den Unwillen der Geisteswissenschaftler hervorrufen. Viel sinnvoller wäre es, die Vorteile und Probleme des geisteswissenschaftlichen Publikationssystems zu erforschen um darauf aufbauend eine adäquate geisteswissenschaftlichen Open Access-Publikationskultur zu entwickeln.

Die vorangegangene Studie sollte diesen Weg im Kleinen, nämlich in Bezug auf Wissenschaftler der Deutschen Literatur, beschreiten. Die Ergebnisse dieser Studie können dazu beitragen, die richtigen Projekte zu entwickeln, die die Wissenschaftler dann ganz ohne Zwang an Open Access-Strategien heranführen sollen. Dazu muss zunächst einmal noch mehr Aufklärungsarbeit geleistet werden. Trotz gut konzipierter Versuche, das System Open Access an alle Wissenschaftler jeden Fachbereichs heranzuführen, hat die Studie immer noch erhebliche Wissenslücken aufgedeckt. Hierbei geht es vor allem um die praktischen Möglichkeiten, die die Wissenschaftler haben, wenn sie Open Access nutzen wollen. Gerade die Humboldt-Universität zu Berlin bietet viel Hilfe und eine gute Betreuung für jeden, der seine Publikationen Open Access veröffentlichen will. Organisatorische Probleme können so auf ein Minimum beschränkt werden, was enorm wichtig ist, denn neben seinen Lehr- und Forschungstätigkeiten hat der Wissenschaftler oft kaum Zeit, um sich etwa mit dem Urheberrecht oder mit neuen Softwarelösungen zum Einbinden der Publikationen in das Repositorium zu beschäftigen. Wichtig ist auch, dass die betreffenden Geisteswissenschaftler Vertrauen zu dieser neuen Publikationsform gewinnen.

Allerdings vertrauen Menschen nicht Systemen, sie vertrauen anderen Menschen. Wenn es den Betreibern und Mitarbeitern von online-Repositorien oder Open Access-Zeitschriften

gelingt, das Vertrauen der Wissenschaftler zu erlangen, ist es viel wahrscheinlicher, dass deren Ängste und Vorbehalte über die noch unbekannte Publikationsart gemindert werden können. Dabei ist es wichtig, offen sowohl über die Möglichkeiten, als eben auch über die Probleme von Open Access zu informieren. Wissenschaftler müssen genau wissen, wie etwa mit dem immer noch prekären Thema Langzeitarchivierung umgegangen wird. Dagegen sollte ihnen aber auch bewusst gemacht werden, wie wichtig die finanzielle Entlastung der Bibliotheken, der wissenschaftlichen Institutionen, aber auch generell der gesamten Wissenschaftswelt ist, nicht nur, um öffentliche Gelder sparen zu können, sondern um den Zugang zur wissenschaftlichen Information fortwährend aufrecht zu erhalten. Auch die Vorteile, die sie selbst durch Open Access haben – bessere Sichtbarkeit, internationaler Zugriff und Zitation, internationale Bekanntheit und nicht zuletzt ja auch besserer Zugang zu den von ihnen benötigten Texten – sollten den Wissenschaftlern aller Wissenschaftsbereiche bewusst werden.

Das wird nicht durch Zugriffsstatistiken, Impact-Faktoren oder Zitationszahlen geschehen, sondern nur durch die kompetente und ehrliche Beratung durch Fachleute. Diesen sollte aber auch bewusst sein, dass nicht jeder Wissenschaftler zwingend seine bisherigen Publikationsgewohnheiten aufgeben wird, denn die gängigen Publikationsformen in den Geistes- und auch speziell in den Literaturwissenschaften haben sich über Jahrhunderte hinweg entwickelt. Die Qualitätskontrolle der Verlage muss nicht minderwertig sein, nur weil sie nicht durch die hoch geschätzte Form des Peer Review geschehen ist. Literaturwissenschaftler sind nicht engstirnig oder veraltet, nur weil sie ihre eigene Publikation gern in Form eines „echten“ gedruckten Buches vor sich haben möchten. Tatsächlich ist die Wahrnehmung des Kodex vielfältiger als die einer online-Publikation. Hier kann das Buch mit allen Sinnen erlebt werden, während es am Bildschirm nur optisch wahrnehmbar ist. Es kann leichter und intuitiver damit gearbeitet werden. Dafür bietet die online-Publikation mehr Möglichkeiten der Verknüpfung und Verlinkung mit anderen Publikationen. Das gedruckte Werk kann problemlos Jahrhunderte überdauern, während digitale Speicherung allein über Dekaden hinweg noch immer problematisch ist. Die Liste der Unterschiede ist sehr viel länger, allerdings gibt es auch einige Gemeinsamkeiten, die viele dazu veranlassen, zu glauben, das eine könnte das andere nahtlos ersetzen. Was nun durch was ersetzt wird oder werden sollte, darin wird man in der gesamten Spanne aller Wissenschaftler jedoch keine Einigung finden. Umso wichtiger ist der gegenseitige Austausch über vertraute Publikationsformen und neue Errungenschaften durch die Technik.

Um den notwendigen Konsens zu finden, sollte dort begonnen werden, wo alle Wissenschaftler sich einig sind: Wissenschaftliche Forschung ist umso effizienter, desto besser ihre Ergebnisse verbreitet werden können und desto leichter der Zugriff auf sie ist. An dieser Stelle ist ein Entgegenkommen möglich und damit auch eine gemeinsame oder eben einfach verschiedene Lösungen, wissenschaftliche Publikationen sicher und einfach zu veröffentlichen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass auch in Zukunft noch beide Modelle – die der digitalen und die der Printpublikation – parallel existieren werden. Um den Bedürfnissen aller Beteiligten zu entsprechen, können Publikationen jeweils auf beide Arten veröffentlicht werden. Auch Print-on-Demand-Modelle sind hier vielversprechend.

In jedem Fall ist die strikte Ablehnung eines der Modelle nicht förderlich für den wissenschaftlichen Austausch. Und sie ist derzeit auch kaum noch vorhanden. Wissenschaftliches und eben auch literaturwissenschaftliches Arbeiten kommt nicht mehr ohne das Internet aus. Im Bereich der Rezeption wissenschaftlicher Literatur ist es bereits zum alltäglichen Hilfsmittel geworden. Im Bereich der Publikation muss hier bei vielen Literaturwissenschaftlern noch Überzeugungsarbeit geleistet werden. Dies sollte möglichst von solcherart Institutionen geschehen, die eine gute Reputation bei jenen genießen. Tatsächlich gibt es ja bereits zahlreiche Projekte – nur einige davon wurden in der vorhergehenden Arbeit vorgestellt – die qualitätsgeprüfte und kostenlos zugängliche Publikation im Internet ermöglichen.

Allerdings tauchen diese im derzeitigen Open Access-Diskurs eher selten auf, da es sich eben nicht immer nur um die einschlägigen Formen der Open Access-Zeitschriften oder – Repositorien handelt. Vielmehr sind es oft Mischformen: Themenbezogene Portale, die nicht nur die online-Versionen veröffentlichter Fachartikel zum Download bereitstellen, sondern die Informationen noch einmal getrennt aufbereiten. Oder die sogenannten Digitalen Bibliotheken, die ebenfalls mit qualitativen Informationen dienen, die in ganz unterschiedlichen Formen aufbereitet und zur Verfügung gestellt werden. In jedem Falle gibt es auch gerade im Bereich der älteren Literaturwissenschaft Unmengen von Information, die qualitativ hochwertig ist und kostenlos im Internet zur Verfügung gestellt wird, ohne, dass es sich beim Anbieter um ein zertifiziertes Repository oder um einen typischen Open Access-Verlag handeln würde. An dieser Stelle ist es wichtig, den Begriff Open Access breiter zu definieren. Natürlich müssen gewissen Kriterien bleiben. Die Langzeitverfügbarkeit, die eindeutige Referenzierbarkeit, die Qualitätssicherung – all dies darf nicht verloren gehen bei

der Suche nach neuen Formen von Open Access, die eher den Publikations- und Rezeptionsgewohnheiten der Literaturwissenschaftler entsprechen.

Es gilt also, einen lebendigen Diskurs aufrechtzuerhalten, der von dem Wunsch des gegenseitigen Verstehens geprägt sein sollte. Und es braucht mutige Vorreiter. Ganz besonders jene Literaturwissenschaftler, die bereits seit Jahrzehnten in ihrem Fach tätig und anerkannt sind, sollten den Weg zu Open Access in der Literaturwissenschaft bereiten. Wer um seine eigene Reputation nicht zu fürchten braucht, ist umso eher in der Lage, das Ansehen dieser neuen Publikationsart auch für andere Literaturwissenschaftler zu heben. Wenn dann viele weitere nachziehen, kann es gelingen, den derzeitigen Teufelskreis zu durchbrechen. Auch literaturwissenschaftliche Verlage werden dann feststellen, dass sie neue Finanzierungsmodelle finden müssen, wenn sie ihre Autoren nicht verlieren wollen. Bibliotheken können dann mehr Druck ausüben und gespartes Geld ganz anders einsetzen. Möglicherweise können die gesparten Anschaffungskosten dann als Publikationsetat wieder in neue Open Access-Projekte fließen.

Aber es geht nicht nur um Geld. Es geht vor allem auch um den internationalen Austausch. Open Access in den Naturwissenschaften ermöglicht bereits jetzt einen erheblich besseren Zugang zur naturwissenschaftlichen Forschung weltweit. Dadurch kann die Forschung überall auf der Welt vorangetrieben werden und neue Entwicklungen können sich immer schneller verbreiten. Außerdem kann dadurch die Dopplung einzelner Projekte an verschiedenen Stellen verhindert werden. Dadurch sparen Forscher wiederum sehr viel Geld und Zeit.

In den Geisteswissenschaften kann Open Access noch einen ganz anderen Effekt erzielen. Da sie sich mehrheitlich mit der Erforschung menschlicher Kultur beschäftigen, kann die weltweite Verbreitung entsprechender Erkenntnisse erheblich dazu beitragen, das Verständnis für andere Kulturen zu fördern. Wer beginnt, das Fremde zu verstehen, braucht es nicht zu fürchten und kann viel leichter einen Konsens in etwaigen Konflikten finden. Damit könnte der freie Zugang zur geisteswissenschaftlichen Forschungsliteratur helfen, internationale Konflikte zu mindern. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, sollte jeder Wissenschaftler seinen Beitrag dazu leisten, Open Access zu fördern. Der Weg dazu ist bereits geebnet worden, doch er muss weiter besritten werden.

Notizen

- [1] Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. URL: <http://www.gs.uni-heidelberg.de/personen/reuss.html> - Letzter Zugriff: 1.03.2011.
- [2] FAZ.net. URL: http://fazarchiv.faz.net/webcgi?START=A11&T_SEITE=1&WID=25263-9680281-60709_20 - Letzter Zugriff: 4.03.2011.
- [3] SHERPA-RoMEO-Liste. URL: <http://www.sherpa.ac.uk/romeo/browse.php?la=en> - Letzter Zugriff: 07.03.2011.
- [4] Vgl.: Müller, Harro 1995, S. 332.
- [5] edoc-Server der Humboldt-Universität zu Berlin. URL: http://edoc.hu-berlin.de/e_suche/index.php - Letzter Zugriff: 10.06.2011.
- [6] OAI-Suche. URL: http://edoc.hu-berlin.de/e_suche/oai.php - Letzter Zugriff: 10.06.2011.
- [7] OAister. URL: <http://www.oclc.org/oaister/> - Letzter Zugriff: 10.06.2011.
- [8] Google-Scholar. URL: <http://scholar.google.de/schhp?hl=de&tab=ws> - Letzter Zugriff: 10.06.2011.
- [9] Vgl.: Ghoneim-Rosenauer, Andrea 2009.
- [10] Vgl.: Schmidt, Birgit 2007, S. 178.
- [11] Vgl.: Schmidt-Glitzner, Helwig 2010, S. 81f.
- [12] LOCKSS. URL: http://lockss.stanford.edu/lockss/About_Us - Letzter Zugriff: 10.06.2011.
- [13] Creative Commons. URL: <http://de.creativecommons.org/was-ist-cc/> - Download vom 08.04.2011.
- [14] centerNet. URL: <http://digitalhumanities.pbworks.com/w/page/17784909/centerNet%20Digital%20Humanities%20Centers%20-%20links%20only> - Letzter Zugriff: 05.06.2011.
- [15] Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften. URL: <http://kompetenzzentrum.uni-trier.de/Projekte/KoZe2/projekte> - Letzter Zugriff 05.06.2011.

[16] Perseus Digital Library: URL: <http://www.perseus.tufts.edu/hopper/about> - Letzter Zugriff 18.04.2011.

[17] Europeana. URL: <http://www.europeana.eu/portal/aboutus.html> - Letzter Zugriff: 18.04.2011.

[18] OAPEN. URL: <http://project.oapen.org/index.php/news> - Download vom 10.06.2011.

Bibliographie in alphabetischer Reihenfolge

Akademischer Senat der Humboldt-Universität zu Berlin (2006): Open Access Erklärung der Humboldt-Universität zu Berlin. Letzte Änderung 09.05.2006. URL: http://edoc.hu-berlin.de/e_info/oa-erklaerung.php - Download vom 04.03.2011.

Börsenverein des deutschen Buchhandels e.V. (2008): Geisteswissenschaftliche Verlag und Open Access. URL: <http://www.boersenverein-niedersachsen-bremen.de/sixcms/media.php/976/Geisteswissenschaftliche%20Verlage.pdf> - Download vom 24.01.2011.

Budapest Open Access Initiative (2002): Budapest Open Access Initiative. URL: <http://www.soros.org/openaccess/g/read.shtml> - Download vom 22.02.2011.

Budapest Open Access Initiative (2002): Budapest Open Access Initiative, Englisch. URL: <http://www.soros.org/openaccess/read.shtml> - Download vom 25.02.2011.

DeutschDiacronDigital (2011): Das Vorhaben. URL: <http://www.deutschdiachrondigital.de/vorhaben.php> - Download vom 05. 06. 2011.

Deutsche Forschungsgemeinschaft (2005): Publikationsstrategien im Wandel? Ergebnisse einer Umfrage zum Publikations- und Rezeptionsverhalten unter besonderer Berücksichtigung von Open Access. Herausgegeben von Deutsche Forschungsgemeinschaft. Wiley-VCH Verlag, Weinheim. online verfügbar unter http://www.dfg.de/dfg_im_profil/zahlen_und_fakten/statistisches_berichtswesen/open_access/download/oa_ber_dt.pdf - Download vom 26.08.2009.

Deutsche Forschungsgemeinschaft (2010): Verwendungsrichtlinien. Sachbeihilfen – Ausland – Mit Leitfaden für Abschlussberichte. URL: http://www.dfg.de/download/formulare/2_012/2_012.pdf - Download vom 04.03.2011.

Die Zeit (2008): Literaturlexikon. Autoren und Begriffe in sechs Bänden. Stuttgart – Weimar: Metzler 2008, S. 40f.

Dobratz, Susanne (2005): Das DINI-Zertifikat. Qualitätskontrolle für Dokumenten- und Publikationsserver. In: cms-journal. Jg. 2005, Heft 27, S. 14-18.

Fechner, Frank / Mayer, Johannes (2010): Medienrecht. Vorschriftensammlung. 6., neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Heidelberg. [u.a.]: Müller 2010.

Figura, Kurt von (2005): Die Open Access-Politik der Universität Göttingen. URL: http://www.sub.uni-goettingen.de/ebene_2/pub/resolution.pdf - Download vom 04.03.2011.

Fohrmann, Jürgen: Selbstreflexion der Literaturwissenschaft (1995). In: Fohrmann, Jürgen / Müller, Harro (Hrsg.): Literaturwissenschaft. Landeck – München: Fink 1995, S. 157-177.

Ghoneim-Rosenauer, Andrea (2009): TRANS – ein mehrsprachiges multidisziplinäres kulturwissenschaftliches E-Journal. In: Information Wissenschaft und Praxis. DGI Deutsche Gesellschaft für Informationswissenschaft und Informationspraxis. Jg. 60 / 2009, Heft 5, S. 307-311.

Goethe, Johann Wolfgang von (2003): Faust. sämtliche Dichtungen. Düsseldorf [u.a.]: Artemis und Winkler, 2003.

Goethezeitportal (2011): Impressum. URL: <http://www.goethezeitportal.de/projekt-infos/impressum.html> - Download vom 10.06.2011.

Gradmann, Stefan (2007): Open Access einmal anders. Zum wissenschaftlichen Publizieren in den Geisteswissenschaften. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliografie. Jg. 54 / 2007, Heft 4-5, S. 170-173.

Hätscher, Petra (2007): Open Access an deutschen Hochschulen. Institutional Repositories und die Informationsplattform open-access.net. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliografie. Jg. 54 / 2007, Heft 4-5, S. 216-223.

Henschel, Nicole (2009): Open Access an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ergebnisse einer Umfrage zur Nutzung wissenschaftlicher Repositorien. URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-10097008> - Download vom 01.02.2011.

IASL-online: IASL-online. URL: <http://www.iaslonline.de/> - Download vom 03.04.2011.

Institut für Deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin (2006): Literaturwissenschaftliche Praxis. Arbeitstechniken – Grundlagentexte – Bibliotheken. Hrsg. Vom Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin 2006.

Klausnitzer, Ralf (2008): Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen. Berlin: de Gruyter 2008.

Landes, Lilian (2007): Open Access und Geisteswissenschaft – Notwendigkeit, Chancen, Probleme. In: LIBREAS. Library Ideas Vol 14 / 2007, S. 26-30.

Max-Planck-Gesellschaft (2003): Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen. URL: http://oa.mpg.de/files/2010/04/Berliner_Erklaerung_dt_Version_07-2006.pdf - Download vom 22.02.2011.

Max-Planck-Gesellschaft (2011): Open Access Publizieren. URL: <http://oa.mpg.de/lang/de/informationen-fur-autoren/open-access-publizieren/> - Download vom 16.06.2011.

Meyers Großes Taschenlexikon in 26 Bänden (2003): Bd. 29. Windb – ZZ. 9. völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Mannheim: Brockhaus 2003, S. 8446.

Mittler, Elmar (2007): Open Access zwischen E-Commerce und E-Science. Beobachtungen zu Entwicklung und Stand. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliografie. Jg. 54 / 2007, Heft 4-5, S. 163-169.

Müller, Harro (1995): Literaturwissenschaft heute. Beobachtungen aus der Ferne. In: Fohrmann, Jürgen / Müller, Harro (Hrsg.): Literaturwissenschaft. Landeck – München: Fink 1995, S. 331 – 341.

Müller, Uwe / Schirnbacher, Peter (2007): Der 'Grüne Weg zu Open Access' in Deutschland. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliografie. Jg. 54 / 2007, Heft 4-5, S. 183-193.

Müller, Uwe (2009): Peer-Review-Verfahren zur Qualitätssicherung von Open-Access-Zeitschriften – systematische Klassifikation und empirische Untersuchung. Letzte Änderung: 22.01.2009. URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-10096430> - Download vom 17.06.2011.

Pampel, Heinz (2009): Übersicht: Positionen zu Open Access in Deutschland (in Auswahl). Erstellt am 04.05.2009. URL: <http://wisspub.net/2009/05/04/ubersicht-positionen-zu-open-access-in-deutschland-in-auswahl/> - Download vom 04.03.2011.

Patalong, Frank (2011): E-Book Bestseller. Verleg' dich selbst und mach' Millionen. Letzte Aktualisierung: 10.03.2011. URL: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/0,1518,748220,00.html> - Download vom 07.06.2011.

Projekt Gutenberg-DE (2011): Willkommen beim Projekt Gutenberg-DE. URL: <http://gutenberg.spiegel.de/> - Download vom 06.04.2011.

Puschmann, Cornelius (2011): Digitale Geisteswissenschaften in Deutschland. URL: <http://wisspub.net/2009/04/08/digitale-geisteswissenschaften-in-deutschland/> - Download vom 05.06.2011.

Reuß, Roland (2009): Für Publikationskultur und die Wahrung der Urheberrechte. Letzte Aktualisierung: 07.02.2011. URL: <http://www.textkritik.de/urheberrecht/index.htm> - Download vom 01.03.2011.

Schirmbacher, Peter (2005): Die neue Kultur des elektronischen Publizierens. In: cms-journal. Jg. 2005, Heft 27, S. 19-22.

Schmidt, Birgit (2007): Auf dem ‚goldenen‘ Weg? Alternative Geschäftsmodelle für Open-Access-Primärpublikationen. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliografie. Jg. 54 / 2007, Heft 4-5, S. 177-182.

Schmidt-Glitzner, Helwig (2010): Qualitätssicherung in den Geisteswissenschaften heute. In: Denkströme. Journal der sächsischen Akademie der Wissenschaften. Jg. 2010, Heft 5, S. 68-89.

Sietmann, Richard (2000): Die Vertreibung aus dem Paradies. URL: <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/5/5672/1.html> - Download vom 22.02.2011.

Steinhauer, Eric (2010): Das Recht auf Sichtbarkeit. Überlegungen zu Open Access und Wissenschaftsfreiheit. Münster: Monsenstein und Vannerdat 2010.

Suber, Peter (2003): Bethesda Statement on Open Access Publishing. URL: <http://legacy.earlham.edu/~peters/fos/bethesda.htm> - Download vom 22.02.2011.

Teilnehmer 1 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 11.03.2011.

Teilnehmer 2 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 15.03.2011.

Teilnehmer 3 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 16.03.2011.

Teilnehmer 4 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 22.03.2011.

Teilnehmer 5 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 22.03.2011.

Teilnehmer 6 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 23.03.2011.

Teilnehmer 7 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 23.03.2011.

Teilnehmer 8 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 28.03.2011.

Teilnehmer 9 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 30.03.2011.

Teilnehmer 10 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 30.03.2011.

Teilnehmer 11 (2011): Persönliches Interview, geführt vom Verfasser. Berlin, 11.04.2011.

Timmermann, Dieter (Rektorat Universität Bielefeld) (2005): Resolution zur Unterstützung von Open Access. URL: <http://www.uni-bielefeld.de/ub/wp/resolution.htm> - Download vom 04.03.2011.

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich, die vorliegende Arbeit selbstständig angefertigt und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel verwendet zu haben.

Nadine Messerschmidt

Anhang

Nadine Messerschmidt
Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft
Humboldt-Universität zu Berlin



Fragebogen zur Studie über Open Access in der Literaturwissenschaft

Interviewer:

Datum des Interviews:

Interviewee:

Name:

Geburtsdatum:

Geschlecht:

Fachbereich:

Im Folgenden habe ich einige offene Fragen an Sie zum Thema Open Access.

1. Haben Sie schon einmal von dem Begriff: Open-Access gehört
2. In welchem Zusammenhang?
3. Können Sie mir etwas mehr über Ihre eigene Publikationspraxis erzählen? (Wo und in welcher Form haben Sie bisher veröffentlicht)
4. Unabhängig von Ihrer eigenen Situation: Was denken Sie, wo kann man literaturwissenschaftliche Fachliteratur veröffentlichen?
5. Im Internet sieht sich heute jeder als Autor: sei es von News-Meldungen, oder von Blogbeiträgen. Was verstehen Sie unter dem Begriff: Autor?

Im Folgenden habe ich einige etwas konkretere Fragen, die Ihre Publikationspraxis sowie Ihre Rezensionspraxis beleuchten:

6. An welchen Lesekreis richten sich Ihre eigenen Publikationen in der Regel?
7. Richten sich Ihre Publikationen auch an Wissenschaftler außerhalb Deutschlands?
8. Haben Sie von Ihrem Verleger schon einmal Geld für die von Ihnen geschriebene Publikation erhalten? Wenn ja, für was: Zeitschriftenartikel, Monografie, Beitrag in Sammelbänden; Tagungsbänden; Proceedings (Konferenzbände)
 - a. Können Sie einen durchschnittlichen Betrag angeben, den Sie in etwa pro Publikation erhalten?
9. Haben Sie für die Publikation eines Ihrer Werke schon einmal Geld bezahlt?
10. Finden Sie es vertretbar, wenn Sie für eine Publikation eines Ihrer Werke Geld bezahlen müssen, damit andere dauerhaft kostenlosen Zugriff erhalten und wenn ja, dann aus welchen Mitteln?
 - a. Aus eigenen Mitteln
 - b. Aus Forschungsgeldern
 - c. Aus Institutsgeldern
11. Wo suchen Sie nach der von Ihnen benötigten literaturwissenschaftlichen Fachliteratur?
12. Wo suchen Sie nach belletristischen Texten, die Sie für Ihre Arbeit benötigen?
13. In welchen Sprachen sind die Publikationen verfasst, die Sie lesen?
14. Haben Sie schon einmal Geld bezahlt, um in den Besitz von für Sie notwendige wissenschaftliche Literatur zu kommen.
15. Wenn Sie literaturwissenschaftliche Fachliteratur im Internet suchen, lassen Sie sie dann drucken, bzw. drucken sie selbst aus, um sie zu lesen?
16. Wenn Sie belletristische Texte im Internet finden, lassen Sie sie dann drucken, bzw. drucken sie selbst aus, um sie zu lesen?
17. Befürworten Sie die kostenlose Bereitstellung ganzer belletristischer Werke für Literaturwissenschaftler im Internet ? Warum?
18. Sollte der Zugriff auf diese kostenlosen Werke auf Literaturwissenschaftler beschränkt sein oder offen für alle sein?

Im Folgenden stelle ich Ihnen einige kurze Fragen, die Sie mit Ja oder Nein beantworten können.

19. Haben Sie schon einmal etwas vom edoc-Server der HU gehört?
20. Kennen Sie
 - a. Open DOAR
 - b. DOAJ
 - c. OAIster
21. Verschiedene Institutionen haben in der Vergangenheit ihre Position zu Open Access definiert. Welche dieser sogenannten Open-Access Erklärungen kennen Sie?
 - a. Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen
 - b. Budapest-Open Access Initiative
 - c. Bethesda Statement on Open Access Publishing
 - d. Open-Access-Erklärung der HU

Vieles der folgenden Fragen haben Sie im Gespräch bereits erwähnt, aber könnten Sie mir folgende trotzdem noch einmal kurz mit Ja oder Nein beantworten?

22. Würden Sie sagen, dass Open Access, also die kostenlose Bereitstellung von wissenschaftlicher Information im Internet, den Zugang zu wissenschaftlicher Information erleichtert?
23. Würden Sie sagen, dass Publikationen, die kostenlos im Internet zur Verfügung stehen nicht der gleichen Qualitätskontrolle unterliegen wie traditionelle Publikationen?
24. Würden Sie sagen, dass Publikationen, die kostenlos im Internet zur Verfügung stehen seltener zitiert werden?
25. Würden Sie sagen, dass Publikationen, die kostenlos im Internet zur Verfügung stehen seltener bibliografisch nachgewiesen werden?
26. Würden Sie sagen, dass die Langzeitarchivierung von Publikationen, die kostenlos im Internet zur Verfügung stehen nicht gesichert ist?
27. Würden Sie sagen, dass durch die kostenlose Bereitstellung wissenschaftlicher Literatur im Internet die Wahrscheinlichkeit einer Urheberrechtsverletzung (etwa Plagiat) steigt?

Vielen Dank für das Interview!